This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

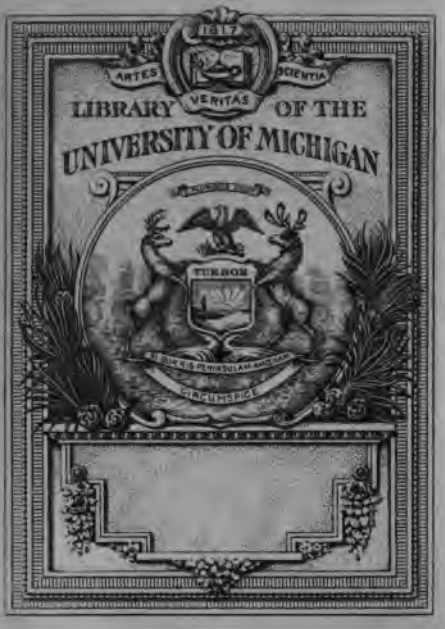
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

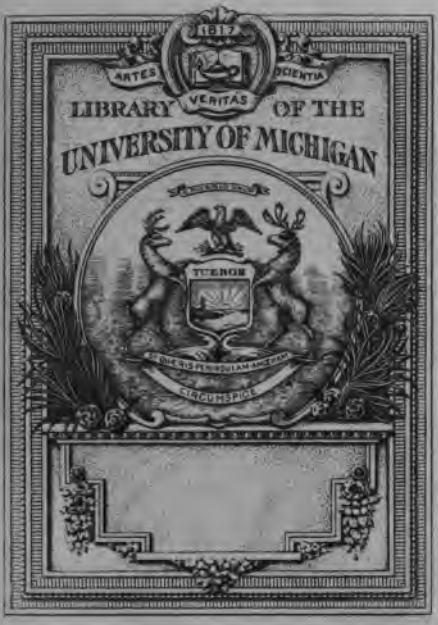
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 401475



THE GIFT OF
Regent L.L.Hubbard



THE GIFT OF
Regent L.L.Hubbard

Mein
Besuch Amerika's
im Sommer 1824.

Ein Flug
durch die Vereinstaaten
Maryland, Pensylvanien, New-York
zum Niagarafall,
und durch die Staaten
Ohio, Indiana, Kentuky und Virginien
zurück.

Von S. v. N.

Aarau, 1827.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Regent L. L. Hubbard
-28-27

1.

Die Abreise.

(20. bis 28. Mai.)

„Aber um aller Welt willen, Vetter, warum wollen Sie doch in alle Welt?“ riefen mir Vettern, Muhmen, Basen zu, als mein Entschluß bekannt ward.

— Die vereinten Staaten von Nordamerika sind ja nicht alle Welt! — war meine Antwort.

„Wir sehen Sie in diesem Leben nicht wieder.“

— Hm, ich denke, noch vor Weihnachten. Es ist von hier bis Amerika nicht gar weit. Morgen reis' ich ab. In sechs, acht Wochen geh' ich in Amerika schon spazieren.

„Und, Vetterchen, bedenken Sie doch die tausend Gefahren auf dem Meere!“

— Ich sehe da deren nicht mehr, als auf dem Lande; nämlich, allenfalls ums Leben zu kommen. Gut, diese Gefahr ist die einzige, und wir bestehen sie vom Morgen bis zum Morgen alle Tage bei uns auf festem Boden.

„Ach, und Sie sind noch so blutjung.“

— Sieben- bis achtundzwanzig Jahre, glaub' ich. In dem Alter hatte Napoleon schon Italien erobert.

„Nun, warum machen Sie nicht lieber eine Lustreise nach Italien?“

— Erstlich lasse ich mich schlechterdings nicht im Piemontesischen mit meinen Paar Büchern als Transitgut plombiren; zweitens mich in Mailand schlechterdings nicht auf die Polizei schleppen, wenn unglücklicherweise an meiner Weste Carbonari-Farben zu sehen wären; drittens hab' ich einen Abscheu vor Stileten und Dolchen der Weglagerer, die im Kirchenstaat wieder mit der guten, alten Ordnung zurückgekehrt sind.

„Oder meinethalben gehen Sie nach Petersburg, wenn Sie etwa Berlin und Wien gesehen haben.“

— Petersburg ist von hier so weit, als Boston und Philadelphia, und die chinesische Mauer der Paßordnung ist am Fortkommen hinderlicher, als der Ocean. Ich möchte nicht, wegen der versäumten Unterschrift irgend eines Paßschreibers, ein Vierteljahr lang in einem russischen oder polnischen Gränzdorf verweilen.

„Reiſen koſtet Geld, Vetterchen!“

— Ein Paar tauſend Gulden für die Luftfahrt, mehr nicht. Andere verlieren das noch behender und geſchmackloſer in Lotterien, am Spieltiſche, beim Weintiſche, in kaufmänniſchen Spekulationen, durch leckere Weiber, ungerathene Kinder, niederträchtige Falliten, übelberechnete Baupläne und allerlei Neukäufe.

„Aber welchen Nutzen können Sie von der Reiſe haben?“

— Der liebe Nutzen iſt nicht Alles in der Welt; es gibt auch Anderes und Beſſeres, wofür man lebt, z. B. das Gute, oder das Schöne, oder das Wiſſen und Kennen. Dies abgerechnet, iſt nicht auch Geſundheit und Lebensgenuß etwas Nützliches? Dafür reiſen Engländer und Franzoſen in die Schweiz, Deutſche nach Paris, Ruſſen nach Neapel. Ich könnte auch wohl noch einen Nebenzweck beifügen.

„Und der wäre? Eine Handelsſpekulation? Unterwegs eine Braut finden? Ihren Oheim in Amerika ſehen?“

— Nein, für alle Nothfälle auch gelegentlich zu erfahren, ob Amerika für unſer eins einmal zum Vaterlande taugen könnte?

„Behüt' uns der Himmel! Sie denken doch *nicht an's Auswandern?*“

— Gerade jetzt nicht. Aber nehmen Sie mir nichts übel, es wird mir allgemach ein wenig unheimlich und unfrei hier zu Lande.

„Wie? wo können Sie freier leben, als hier im freien Vaterlande?“

— Wo? das weiß ich eben nicht, drum möcht' ich's gern wissen. Uebrigens räum' ich willig ein, wir sind hier, Gott sei Dank, so frei, als man irgend sein kann, wenn man sich mit Namen, Worten und Liedern begnügt; jeden Rathsherrn sein Nabobchen spielen lassen muß; mit Nationalehre und Nationalunabhängigkeit von Fremden es nicht genau nimmt; und es über sich bringt, dem gesunden Menschenverstande zuweilen ein Auge zuzudrücken. Läg' unser liebes Vaterland nicht in Europa, wäre es gewiß um die Hälfte mehr werth.

„Was geht Sie denn Europa an?“

— Hm! doch etwas. Man lebt nicht blos in seinem Hause, sondern auch im Städtlein mit den Leuten. Und gebildete Menschen leben heutiges Tages nicht blos in ihrem Ländlein, sondern auch im Welttheil, zu dem dasselbe gehört. Wenns in Spanien brennt, fliegen Funken bis Rußland; und wenn man in London spricht, hört mans gut in Berlin und Neapel. Ich gebe

zu, Europa ist sehr glücklich für viele, viele seiner vortrefflichen Bewohner; für Geisterseher, Absolutisten, Ultra's, Mönche, Restauratoren, Gebethuchmacher, Inquisitoren, Wetterhähne, Censoren, Polizeispione, Einnehmer, Zionswächter u. s. w. Leider hab' ich nicht die Ehre, zu einer dieser Zünfte zu gehören. —

Als alles Zureden der lieben Vettern und Bäschen eitel blieb, liessen sie mich gehen. Ich packte ein. Es kostete uns Allen beim Abschiede einige köstliche Thränen. Ich bestieg den Postwagen.

Nichts von meinem Flug durch Frankreich bis Paris. Ich sprach unterwegs den und diesen. — „Seid ihr glücklich, Leutchen?" — Jeder antwortete mit einem zusammengesetzten Gesicht, das meistens etwas in's Süßlichsaure schillerte: „Mais oui. So, so!" und dann gab's zu dem „Mais oui" Anekdoten, Bemerkungen, gar Flüche, die insgesammt wie ein Kommentar zu dem Sprüchwort aussahen: Vom Regen in die Traufe. Einige von den Pfiffigsten hielmich offenbar für einen Mouchard, oder Agent Provocateur. O die glücklichen Leutchen!

Ich fand meinen Bruder in Paris. Er wollte mich bis Havre begleiten. Am 27. Mai Abends

5 Uhr fuhren wir die Barrieren hinaus ins Freie. Die Natur war von der Hand des Frühlings mit dem höchsten Zauber bekleidet. Von Zeit zu Zeit schimmerte zwischen artigen Landhäusern und kleinen Gehölzen der gekrümmte Strom der Seine. Etwas weiter hin stiegen St. Cloud und Versailles mit den prachtvollen Schlössern empor. Nicht minder mannigfaltig prangten die Gegenden zu unserer Rechten. Die letzten Strahlen der Sonne hüllten die Kirchthürme von St. Denis in Gold. Dann ließ die Nacht ihren halbdurchsichtigen Schleier nach und nach über das schöne, große Bild niedersinken.

Am Morgen schwamm die Stadt Rouen vor uns im Hintergrunde mit ihren Thürmen und Schiffsmasten, halb und halb im Rauch der Schornsteine verloren. Rouen hat viele protestantische Einwohner und vielen Gewerbsfleiß. Dadurch ward es blühend. Man ist jetzt sehr eifrig daran, die Kirchen besser zu bevölkern und durch Missionäre den Glauben zu stärken. Die Fabriken fangen an zu kränkeln und mit dem Glauben will der Kredit nicht wachsen.

Das Land, auch hinter Rouen, als wir von einer Anhöhe niederfuhren, ist herrlich. Die Seine verliert sich in zahllosen und weiten Win-

dungen durch fruchtbare Gefilde in die blaue Ferne. — Vier Uhr Nachmittags sahen wir Havre und das Meer; um sieben Uhr saßen wir im Hotel Bienvenu an guter Tafel.

2.

Am Ufer des Meers.

(29. Mai bis 1. Juni.)

Ausgeschlafenen Sinnen ist das ganze Weltall frischer, lebendiger, lachender. Alle Müh' und Noth, welche ich mit den Spediteurs und Zollratzen in Havre wegen meines schon dahin vorausgesandten Reisegepäcks hatte, ward mir wieder durch den Genuß versüßt, welchen jeder hat, der zum erstenmal am Gestade eines Meeres steht.

Als wir dahin gingen, kamen wir in ein sonderbares Feldgelager. Alles war mit Männern, Weibern, Kindern in fremden Trachten, alten Leuten mit Bärten, Karren, Kissen und Pferden bedeckt. Gleich den Horden der Nomaden wohnten sie Tag und Nacht im Freien; der Himmel war ihr Dach und die nächtliche Finsterniß der Umhang ihres Bettes. Ich erkannte

sie bald für Elsasser und Schweizer. Die Bartmänner mochten zu jenen stillen, gutmüthigen Wiedertäufern gehören, die Keinen beleidigen und so oft der Gegenstand der Bedrängung sind. Man sagte mir, daß auch wohl nach und nach alle jene Wiedertäuferfamilien, welche die wilden Berge des Münster- und St. Imerthals fruchtbar machten, ihre Einsamkeiten verlassen würden, um eine freiere Heimath zu suchen.

Die ganze Schaar, die wir hier sahen, waren Auswanderer nach Amerika. Die Männer hatten mit Geschirr, Wagen und Kasten zu schaffen. Andere schmauchten harmlos ihr Pfeifchen. Berner und Baseler Bäuerinnen, in ihrer Landestracht, hingen Wäsche an Seilen auf zum Trocknen.

Ein so ausserordentliches Schauspiel mochten die Leute von Havre wohl lange nicht gehabt haben. Sie standen zahlreich gaffend da. Ein Haufe muthwilliger, kleiner Buben hatte ein kleines Bernermädchen zwischen sich, das noch, wie in der Heimath gewohnt, die Haare seines Hauptes in zwei langen, mit Bändern durchflochtenen Zöpfen niederhängen ließ, während am Ende der Haarflechten unterwärts die Bän-

der bis fast zu den Waden niederflatterten. Nun hatte einer der Knaben beide Band-Enden erhascht und ließ das arme Mädchen, wie am Leitseil, bald rechts, bald links trotten. Ich machte dem Auftritt ein Ende.

Als ich von den Auswanderern einige deutsch anredete, riefen sie: „Ach myn Gott, syd'r au ne Schwyzer? Ganget'r au in Amerika?“ Ich gab denen, welche wegen der Ueberfahrt noch nichts auf den Schiffen bedungen hatten, den wohlthätigen Rath, ganz unmittelbar mit einem Schiffskapitän den Vertrag selbst abzuschliessen, und keinem jener dienstfertigen Negozianten und Kommissionäre zu trauen, sie möchten Landsleute sein oder nicht. Denn dergleichen Personen kennen selten, ausser ihrem Handels- und Kommissions-Ertrag, etwas Erträglicheres; das Kontobuch ist die wahre Heimath ihres Herzens und Geistes; das Soll und Haben ihr Vaterland und Ausland.

Wir kamen zum Hafen. Die Unermeßlichkeit und Majestät der ersten Erscheinung des uferlosen, lebendigen Meeres überfiel uns mit wunderbaren Schauern. Wir standen unverabredet plötzlich still, wie gebannt, und verloren die

Sprache. Unser ganzes Wesen ward Auge; und doch ward mir, als wären meine Augen viel zu klein, das Bild der Unendlichkeit aufzunehmen.

Wir bewanderten nun den Hafen von einem Ende zum andern, indem wir dem Becken folgten, welches drei Viertel der Stadt einfaßt. Von Schritt zu Schritt lag der Weg verrammelt: Seile, Holzbiegen, Kohlhaufen, ungeheure Ankertaue, Steine, Schiffsmasten, Sandhaufen, Fässer, umgekehrte Nachen und Kähne, Kisten von aller Form und Größe, Waarenballen aufeinandergethürmt, Alles durcheinander. In den Zwischenräumen aufqualmendes Gewölk von Theerkesseln. Links und rechts Hämmern und Klopfen von hundert Schlägeln, Beilen, Aexten. Zwischendurch das Geschrei und Rufen der Matrosen am Ufer, wie auf Fahrzeugen, die über den Wellen tanzten.

Wie wir Nachmittags wieder dahin kamen, sahen wir eine überraschende Verwandlung. Das große Wassenbecken war geschlossen; der übrige Theil des Hafens bis zum Meere lag trocken. Mehrere kleine Schiffe ragten aus dem Sand hervor, andere ruhten mit einer Seite auf den beschlammten Steinen.

Anfangs ſtanden wir bei dem unerwarteten Anblick voll Erſtaunens da; beſannen uns aber bald, dies ſei das Werk der Ebbe. In Havre betragen Fluth und Ebbe, vom höchſten zum tiefſten Punkt, 22 Fuß; ſo wechſeln ſie binnen 25 Stunden zweimal. Zu Liverpool iſt ein Unterſchied des tiefſten Ebbe- und höchſten Fluthpunktes von 29 Fuß. In Amerika iſt er weit geringer; in Philadelphia z. B. 6 Fuß, in Newyork nur 5 Fuß, in Baltimore nur einen einzigen. Alles hängt davon ab, ob das Meer minder oder mehr eingeſchloſſen und beengt iſt.

Wir befanden uns bald auf dem Mola, der ſeine Erdzunge weit in die See hinausſtreckt. Eine unzählbare Menge Schiffe ſchwebte in allen Richtungen vor uns über dem dunkeln, beweglichen Waſſerſpiegel und dem Horizont. Majeſtätiſch, wie Schwäne, zogen Dreimaſter durch die Fluthen. Einige Rauchſtreifen über fernen Wellen ließen uns Dampfſchiffe erkennen.

Folgendes Tags, es war Sonntag, neues Schauſpiel. Eine bunte Volksmenge füllte das Ufer des Hafens, beim herrlichſten Wetter. Ein neugebautes, großes Schiff ſollte zum erſtenmal in ſein künftiges Element hinausgeſchleudert

werden. Wir gelangten zu dem gewaltigen Gebäu. Ein Dampfschiff mit Musik und vielen Neugierigen war bereit, das todte Ungeheuer in den Hafen zu schleppen. Tausend und tausend Menschen drängten sich herbei; ihrer hundert wenigstens stiegen in's zu weihende Fahrzeug. — Das Zeichen ward gegeben und bei zwanzig Mann, mit großen Aexten, schlugen Gerüst- und Sperrwerk ein, welches dem Abrollen des Schiffs entgegenstand. Es hing nur noch schwach mit dem Boden zusammen. Die Lage schien in der Ordnung. Ein zweites Zeichen, und der Balken, welcher den Schiffrumpf noch festhielt, stürzte zu Boden. Der Kiel, in einer Art Trag-Leitung, die wohl mit Seife bestrichen war, glitschte langsam vor, bald mit wachsender Geschwindigkeit, immer schneller, daß ein schwarzer Rauch hinten nachfuhr. — Plötzlich Geschrei um mich her: „Das Schiff stürzt auf die Seite!“ Ich stand mit meinem Bruder fünf Schritt von der Bahn. Das Schiff kömmt. Alles schreit im Gewimmel, wo wir waren; alles flieht, stolpert über Seile, Fässer, Holz, fällt, reißt andere fallend mit sich. — Welch' ein Schlachtfeld, welche Niederlage! — Als ich aufstand — die ganze Verwirrung dauerte

zwei Sekunden — und mich umfah, ſchwamm das Schiff ſchon ſtolz im Meere hin.

3.

Hyperion.

Denſelben Abend reiſete mein Bruder nach Paris zurück. — Ich hatte mir ſchon ein Schiff zur Ueberfahrt nach Amerika gefunden und die Bedingungen abgeſchloſſen.

Es lagen eben drei Schiffe im Hafen ſegelfertig nach Amerika; der Bayard und die Eliſabeth zur Fahrt nach Newyork, der Hyperion nach Baltimore. Ich wählte mir den Hyperion aus, dieſen mythiſchen Vater des Sonnengottes, mein Heil mit ihm zu verſuchen. Es kamen noch andere kleine Umſtände dazu, die mich zu ſeinen Gunſten ſtimmten. Zwar der Bayard war das größte Schiff, aber Hyperion ſtand ihm an Schönheit nicht nach. Und wie ich an ſein Bord ging, mit dem Schiffkapitän, einem Amerikaner, zu unterhandeln, hieß er: Albert de Valengin. — Von Valengin? was? Alſo eine Art Landsmann? — In der That. Er erzählte mir, ſein Vater, von Neuenburg in der Schweiz gebürtig, habe ſich nach

Amerika begeben gehabt, weil er mehr oder minder Theil an einem Bürgeraufſtande genommen hatte, der ihm mehr oder minder gerecht geſchienen. Denn in den letzten Jahrhunderten der Eidsgenoſſenſchaft, als dieſe durch innere Zwiſte ſchwach in ſich ſelbſt, daher feige gegen das Ausland, daher friedliebend im Uebermaaß gegen Fremde, aber trotzig, herriſch und unterthanſüchtig im eigenen Ländchen geworden, wären der Unruhen und Aufſtände ſo viel geworden, daß man ſie eher für etwas Gerechtes als Ungerechtes hätte anſehen mögen.

Was gings mich an? Ich ließ den Mann bei ſeinem Glauben. Er gefiel mir. Er mochte kein Schweizer ſein, blos freier Amerikaner. Er ſprach auch nur engliſch. Er forderte für die Ueberfahrt nach Baltimore 600 Franken von mir und begnügte ſich mit 500, wenn ich für mein Bettgeräthe und den Wein ſelber ſorgen würde.

Die Kajüte war zierlich; alle Vertäfelung darin von Acajou-Holz; ebenſo Tiſch und Stühle. Ein großer Spiegel, mit breitem Goldrahmen, füllte den Raum zwiſchen beiden Fenſtern im Hintergrund. In der Mitte des Zimmers ſchwebte ein Kompaß an drei zierlichen Ketten hangend.

traurige Miene. Es wird nicht fehlen, man wird mit der Zeit den Schiffsbau dahin vervollkommnen, daß man zu den Segeln noch die Dampfmaschinen beihilfsweise gesellt, und sie in Fällen spielen läßt, wo der Wind seine Huld versagt.

4.

Haushaltung auf dem Meere.

(2. Juni bis 13. Juli.)

Ich war am Bord. Mitternachts den 2. Juni wurden die Anker des Hyperion gelichtet, alle Flaggen und Wimpel aufgezogen. Die im Hafen bleibenden Schiffe erwiederten auf dieselbe Art das Abschiedszeichen. Es blieb nicht bei dieser stummen Sprache: „Hurrah!“ brüllten unsere Matrosen; „Hurrah!“ scholl es links und rechts von den andern Fahrzeugen zurück.

Das Wetter war angenehm. Ein sanfter Wind strich furchend über die spiegelnde Wasserebene. Mehrere kleinere Fahrzeuge folgten dem unsern. Andere kamen uns entgegen, und zwar mit demselben Winde, und segelten dabei nicht langsamer, manche geschwinder, als wir. Das amerikanische Packboot, die Queen-Maal,

rohe Bauern gesitteter machen, bringe man den jungen Mädchen und Frauen Putzwaaren. Ein Hausirer mit buntem Bänderkram, Halstüchern u. s. w. hat auf die Civilisation eines wüsten Dorfes segensvollern Einfluß, als Pfarrer und Schulmeister. — Das wird freilich manchem Schulmeister unglaublich scheinen.

Alle seefahrende Völker haben ihre eigenthümliche Weise im Bau der Schiffe. Es ist damit, wie mit Nationaltrachten, Sitten, Sprachen. Ein Seekapitän, sobald er irgend ein Schiff nur deutlich erkennen mag, wird auch sogleich sagen, welcher Nation es angehört. Die amerikanischen sind nach einer andern Einrichtung geformt; allgemein anerkannt, daß sie die zierlichsten, und dabei die feinsten Seegler sind. Aber sie haben auch die wenigste Dauerhaftigkeit.

Mir lag jetzt nicht viel an der letztern; desto mehr am Nördlichen und Schnellen. Der Hyperion war eine Brick von 400 Tonnen. „Wie lange können wir damit unterwegs sein?“ fragte ich den Herrn von Valengin. — „Ein Schiff,“ sagte er, „das keine andere Mittel zum Fliegen hat, als seine Segel, hängt von der Huld der Winde ab. Der Hyperion hat die Ueberfahrt von Amsterdam in Holland nach Charlestown in Amerika auch schon in achtzehn Tagen gemacht.“

Zu den schnellsten Fahrten zählt man diejenige einer amerikanischen Goelette, die von Newyork nach Havre nur vierzehn Tage brauchte; und eines Packbootes, das in dreizehn Tagen von Newyork nach Liverpool kam. Aber das, was bisher in den Jahrbüchern der Seefahrer das Unerhörteste gewesen, erzählte mir in Amerika einige Monate später Herr Gallatin, wie ich ihn zu Geneva besuchte. Als er nämlich zu seinem Gesandtschaftsposten in Paris von Amerika abreisete, machte die Fregatte, welche ihn führte, den Weg bis Havre in vierzehn Tagen.

Uebrigens ist bekannt, man fährt von Europa nach Amerika nicht so geschwind, als umgekehrt. Dazu tragen einerseits die Südwestwinde bei, die das Meer während zwei Drittheilen des Jahrs beherrschen, anderseits die Strömungen, welche vom mexikanischen Golf ausgehen, sich bis zum 45. Grad nordwärts fühlbar machen, und in mancher Gegend des Ozeans, zwei bis vier Seemeilen in einer Stunde einbringen. Das Wasser dieser Strömungen ist auch bei sechs Grad wärmer, als das Wasser an den Küsten.

Ich habe zwar nicht die Ehre, Seemann zu sein. Allein im Vertrauen auf das tägliche Fortschreiten menschlicher Wissenschaft und Kunst,

darf ich mir, vielleicht mit größerm Recht, als mancher andere, die Ehre erlauben, Prophet zu sein. Schon jetzt ist eine Reise von Europa nach Amerika und wieder zurück nicht kostspieliger, nicht gefährlicher, nicht unbequemer, als die Reise im Kasten einer Postkutsche zu Lande auf halb so langem Wege. Man ist da nicht zum Ueberfluß noch von hungrigen Postillionen, groben Postbeamten, prellenden nnd schnellenden Wirthen, rohen Mauthknechten, Paßschreibern, Visitatoren, Zoll- und Weggelderforderern und anderm Reise-Ungeziefer geplagt, das von der Polizei- und Finanzkunst des überglücklichen Europa zum Besten der Menschheit erfunden worden ist. Es wird eine Zeit kommen, da, wenn sich der Europäer erholen, zerstreuen, frische Luft schöpfen will, und umbersinnt, wohin eine kleine Lustreise thun? er kurz abbricht und sagt: „Ich will ein wenig nach Amerika, und komme gleich wieder.“

Bis jetzt bewegen sich die Fahrzeuge über das Meer entweder mit Segeln, oder Galeerenrudern, oder Dampfmaschinen. Im Allgemeinen sind die Segel freilich die vortheilhaftesten Schiffsfittige, am wohlfeilsten und raumsparendsten. Nur bei langen Windstillen machen sie

traurige Miene. Es wird nicht fehlen, man wird mit der Zeit den Schiffsbau dahin vervollkommnen, daß man zu den Segeln noch die Dampfmaschinen beihilfsweise gesellt, und sie in Fällen spielen läßt, wo der Wind seine Huld versagt.

4.

Haushaltung auf dem Meere.

(2. Juni bis 13. Juli.)

Ich war am Bord. Mitternachts den 2. Juni wurden die Anker des Hyperion gelichtet, alle Flaggen und Wimpel aufgezogen. Die im Hafen bleibenden Schiffe erwiederten auf dieselbe Art das Abschiedszeichen. Es blieb nicht bei dieser stummen Sprache: „Hurrah!“ brüllten unsere Matrosen; „Hurrah!“ scholl es links und rechts von den andern Fahrzeugen zurück.

Das Wetter war angenehm. Ein sanfter Wind strich furchend über die spiegelnde Wasserebene. Mehrere kleinere Fahrzeuge folgten dem unsern. Andere kamen uns entgegen, und zwar mit demselben Winde, und segelten dabei nicht langsamer, manche geschwinder, als wir. Das amerikanische Packboot, die Queen-Maal,

kam so eben von New-York her. Mit entfalteter Flagge und dem Hurrah-Gruß der Matrosen, fuhr es zehn Schritte weit an uns vorüber. Das Verdeck desselben war voller Reisenden, deren Aeusseres schon verkündete, wie vergnügt sie waren, am Ziel ihrer Fahrt zu sein. Das Land wich hinter uns zurück. Der Zuschauer-Haufe am Ufer verschwand. Die Küsten schienen sich auf den Wellen zu bewegen, und auf- und niederzusteigen. Endlich wurden sie zu einem schwarzen Striche, der sich zwischen der zitternden Wasser-Ebene und dem Himmel entlang zog.

Ich sah mich nun nach den Reisegefährten um, die mit mir im engen Raum des Hyperion den Abgrund des Ozeans, von einem Welttheil zum andern, überschiffen wollten. Der Kapitän, zwei Lieutenants, zehn Matrosen, ein Stewart, ein Koch, ein Schiffsjunge, bildeten die Bemannung des Fahrzeugs. Ich war der einzige Reisende in der Kajüte und am Tische des Kapitäns. Die übrigen waren Auswanderer von Europa, Männer, Weiber, Kinder, 68 an der Zahl, die unten im übrigen Schiffsraum herbergten und ihre Küche selbst besorgten. Der Kapitän, die beiden Lieutenants und ich speiseten zusammen. Man hält drei Mahlzeiten des

Tags. Zum Frühstück gibt's schwarzen Kaffee, Fleischschnitte, Geflügel, kleine Kuchen u. s. w. Mittags speist man um 1 Uhr, Fleisch auf verschiedene Art zubereitet und Gemüse; zum Nachtisch Käse oder Früchte; Bier, Wein, gebrannte Wasser mit natürlichem verdünnt. Sieben Uhr Abends nimmt man den Thee, wieder mit Nebengerichten von Fleisch, Backwerk u. s. w. begleitet. Fast alle Schiffe haben lebendige Schweine, Schafe, Hühner und Enten in Fülle an Bord. Einige Packboote, zwischen Havre und New-York, halten auch der Milch wegen eine Kuh. — Die Matrosen speisen in ihrer Kajüte am andern Ende des Schiffes eine Stunde früher, als der Kapitän.

Dieser hat wenig Langeweile. Er und einer seiner Lieutenants schreiben von Stunde zu Stunde Richtung des Windes, Länge des zurückgelegten Weges, die Höhe, welche man gefunden, die Schiffe, welche man gesehen oder gesprochen hat und hundert andere Beobachtungen und Bemerkungen auf. Zu unbestimmten Zeiten, des Nachts wie des Tags, ging der Kapitän aufs Verdeck und musterte Sachen und Arbeiten.

Das Steuer führt ein Matrose, der alle zwei Stunden abgelöst wird; die Augen stets auf

zwei vor ihm befindliche Kompasse geheftet, die des Nachts durch eine Lampe beleuchtet sind. Bei gutem Wetter hatten die Matrosen von vierundzwanzig Stunden nur sechs zur Ruhe; bei bösem Wetter blieb Alles auf den Beinen wach. — In den meisten Reisebeschreibungen wird über die Rohheit der Matrosen geklagt. Man schildert sie, wie einen Auswurf des menschlichen Geschlechts. Ich fand das bei unsern Matrosen nicht. Sie waren insgesammt Amerikaner, sehr gefällig, dienstfertig, sauber gekleidet, sittsam und immer thätigen Gehorsam. Freilich man muß diese braven Leute nicht wie Knechte und Bediente behandeln und ihnen Befehle zuherrschen wollen. Aeusserte ich bittweise nur einen Wunsch, schnell sprangen zwei und mehr, mir zu helfen. In Baltimore begegnete ich nachher einigen von ihnen wieder auf der Gasse. Sie waren aber so zierlich gekleidet, daß ich sie im ersten Augenblick nicht kannte. Einer lud mich sogar zu seinen Eltern ein. Der Empfang überraschte mich durch das Anständige, Feine und Herzliche. Wenn wir in der bürgerlichen Gesellschaft noch brutale, ekelhafte Menschenklassen haben, wahrlich, so sind daran nur die höhern Stände mit ihrer brutalen, ekelhaften Vorbildung schuld.

Braucht nur häufig bei den Kriegsleuten und Vaterlandsvertheidigern die Korporal-Fuchtel, in den Schulen den Stock, werft die Juden mit Koth, und kehrt dem Handwerksmann und Landmann hochmüthig den Rücken zu, wenn sie euch gleichgeboren zu sein glauben, so habt ihr bald eine europäische Pariah's-Kaste gebildet. Dann schreibt Bücher über Bücher über Verbesserung der Juden, über Schulwesen, über Volksbildung; dann erlaßt Sitten- und Sonntagsmandate, Gesetze und Dekrete zur Beförderung der Zivilisation! Das wird helfen, wie ein Pflaster auf die Todeswunde des Erschlagenen. — Wie treibt man's aber in jenen Ländern, wo die Barbaren mit Titusköpfen und Fraks nach der neuesten Mode wohnen?

5.

Die Seefahrt nach Baltimore.

(2. Juni bis 13. Juli.)

Ueber das spielende, wechselnde, gewaltige, majestätische Element der Wellen, durch die Dienstbarkeit der Winde, wie von unsichtbaren Geistern, hingetragen zu werden, ist ein Hochgenuß ganz eigener Art, besonders eh' die Ge-

wohnheit, die auch den stärksten Wein endlich verwässert, dafür die Sinne stumpf macht. Verwunderung, Grausen und Stolz auf die Gewalt des menschlichen Geistes, bemächtigen sich des ganzen Gemüths.

Leider verstimmte sich dies Hochgefühl bald durch die sogenannte Seekrankheit, von welcher, mit Ausnahme der Kinder unter zwölf Jahren und ganz alter Personen, alle Reisende ergriffen wurden, und ich, wie mirs vorkam, am ärgsten. Es war ein bald widerlicher, bald lächerlicher, Anblick, fünfzig bis sechszig Menschen um sich her die seltsamsten Gesichter schneiden zu sehen, weil ihr Magen in beständiger Insurrektion gegen Anstand und Sitte war. — Ein Paar Tage lang mußten die Auswanderer aller warmen Speisen entbehren, weil das Uebel ihre sämmtlichen Kochkünstler ausser Stand setzte, den Herd zu besorgen.

Das Wetter blieb schön, der Wind günstig, zuweilen verwandelte er sich sogar in sturmartige Stöße; wir befanden uns am vierten Tag der Abfahrt schon weit ausser der Meerenge von Frankreich und England. Allein Lust und Freude gingen im ewigen Uebelsein verloren. Man kann und mag sich mit Niemandem unterhalten, nicht

einmal leſen. Der Geiſt quält ſich mit Denken und Träumen. Aus den beſten Träumen aber ſtört auch wieder das beſtändige Krachen und Girren des vielbewegten Schiffes auf. Es iſt einem zu Muthe, als würde man, in einen großen hölzernen Kaſten geſperrt, mit Schnelligkeit über und zwiſchen Steingeröll fortgeſchleppt. Man hält zuletzt keinen Gedanken und Wunſch feſter, als den, bald Land zu erreichen und ruhigen Boden unter den Sohlen zu haben. Kein Eſſen erquickt; vielmehr es erneuert nur den Jammer. Ich ſehnte mich blos nach Mehlſuppe. Unſer ſchwarzer Schiffskoch aus Afrika machte ſie nach meiner Angabe und endlich ziemlich gut. Aber wenn er mich davon eſſen ſah, bezeugte er mir ſein herzlichſtes Mitleiden und betheuerte, weder in noch zwiſchen den drei Welttheilen ſeiner Bekanntſchaft je ein elenderes Eſſen gekocht zu haben.

Die Erhabenheit der unendlichen Waſſerwüſte, welche uns umgab, und mich anfangs tief erſchüttert hatte, ward, ich muß es geſtehen, zuletzt mit ſeiner majeſtätiſchen Einfalt mir ſehr langweilig. Es wundert mich jetzt gar nicht mehr, wenn die meiſten Reiſebeſchreiber mit dem, wodurch ſie ſich ihre Langeweile vertreiben,

ihren Lesern die größte verursachen, nämlich mit Aufzeichnung des Windes, der geblasen hat. Die einzige Abwechselung in der weiten Einöde des Ozeans bringt entweder ein Schiff, das in der Ferne erscheint, sich nähert und verschwindet; oder von Zeit zu Zeit das Spiel der Fische auf der Oberfläche des ungeheuern Wasserbeckens. Die Delphine bildeten da oft stundenlange Linien, indem sie regelmäßig einer nach dem andern zwei bis drei Schuh über der nassen Fläche hoch sprangen. Die Boniten und Doraden, mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, schwammen traulich neben dem Fahrzeug her; während der Haifisch unbeweglich auf dem Wasserspiegel lag und die Beute erwartete, die seinem unersättlichen Rachen zuschwimmen sollte. Der Spritzfisch blieb auch nicht aus, uns seine Künste zu zeigen; und so stellten sich uns immer neue Arten von den Bewohnern des feuchten Abgrundes dar. Eines Abends näherte sich sogar dem Schiffe einer von den Riesen der Tiefe, ein Wallfisch. Dann und wann wieder flatterten Tauben und Meerschwalben über und zwischen den Segeln umher. Die Schwalben wandelten lustig über die Wogen und pickten mit den langen Schnäbeln nach den Stückchen Zwieback, die wir ihnen hineinwarfen.

Der Wiedertäufer Hermann verſah bei den Ausgewanderten die Stelle eines Schiffspredigers. Jeden Sonntag verrichtete er ein öffentliches Gebet und hielt aus dem Stegreif über irgend eine Bibelſtelle eine Rede, die darin vor mancher Predigt gelehrter Pfarrer den Vorzug hatte, daß ſie aus reinem, frommem Gemüth hervorging, und verſtändig, kunſtlos und erbaulich zum Gemüth drang. Den Schluß dieſer Andachtsſtunde, die gewöhnlich zwei Stunden dauerte, machte ein Pſalmengeſang. — Dieſer Wiedertäufer und ſeine Frau zeichneten ſich unter allen Ausgewanderten durch ihre feinen, geiſtvollen Geſichtszüge aus.

Ich fand ſeine Frau eines Tages blaß und leidend ſitzend, mit dem Rücken gegen das Schiffsbord gelehnt. Ich bot ihr ein Glas Wermuth-Extract zur Stärkung an. Sie trank es und ſtieg dann in's Zwiſchenverdeck hinunter. Kaum zwei Stunden nachher verkündete mir ihr Mann die glückliche Entbindung ſeiner Frau von einem Töchterlein. Ein Paar Tage ſpäter kam ſie ſelbſt aufs Verdeck und zeigte mir ihren lieben Säugling. Auf meine Frage, wie es nun um Taufe und Namen des Kindes ſtehen werde? erwiederte ſie: „Wir weihen unſer Kind in das

Christenthum ein, wenn es die Wichtigkeit und Heiligkeit der Sache begreifen kann. Zu Ehren unsers guten Kapitäns wollen wir es aber nach ihm Albertine heißen. Wäre es ein Knäblein gewesen, würden wir es Hyperion oder Ozean genannt haben."

Wir waren schon zwanzig Tage auf dem Wasser. Die Hitze der Sonne ward unausstehlich; das süße Trinkwasser in kleinern Portionen vertheilt, daß es oft Streit darum gab. Wir hatten beständige Westwinde uns entgegen; die Azoren südwärts gelassen, ohne sie zu erblicken, und uns der Bank von Terre-neuve genaht. Sobald das Senkblei hier, bei 45 Klafter Tiefe, feinen Sand fand, gab der Kapitän dem Schiffe die Richtung nach Süden. Wir kamen ziemlich nahe bei den Bermuden vorüber.

Es ist auf dieser weiten, einsamen Wasserstraße den Schiffen Bedürfniß, wenn sie einander begegnen, Frage und Antwort zu tauschen. Sie steuern sich gegenseitig zu. Man hißt die Flagge; legt einige Segel bei, und fragt sich durchs Sprachrohr, von wannen? wohin? welche Ladung? u. s. w. Am gewissesten aber ist die Frage nach der Länge und Breite, unter der man sich befindet. Ist zwischen den Berechnungen

beider ein Unterschied, so hält man sich gewöhnlich an die, welche auf dem Schiff gemacht ward, das noch die kürzere Zeit unterwegs ist. Es ist noch nicht immer ganz leicht, mit einander zu sprechen, besonders wenn der Wind stark, das Meer unruhig geht; denn man kann sich dann einander nicht wohl gehörig nähern, ohne Gefahr zu laufen.

Schon war es der 6. Juli und seit einigen Tagen die tiefste Windstille. Kein Wimpel spielte. Das weite Meer stand unbeweglich und glatt, wie spiegelndes Eis. Das Schiff schien angefesselt. Die entfalteten Segel hingen schlaff nieder. Wolkenlos glühten Luft und Himmel um und über uns. Die Sonne warf stechende Strahlen. Die Lebensmittel nahmen sichtbar ab. Jeder theilte dem andern nur Furcht und Besorgniß mit. Ein Orkan auf dem Meer ist das Fürchterlichste. Wir aber hätten jetzt lieber einen Orkan bestanden. Die todte Ruhe währte schon acht Tage und das Leben der Segel und Wogen wollte nicht wiederkehren. Ich stieg jeden Morgen sogleich auf den Maßkorb, in Hoffnung, Küsten des Festlandes zu erblicken. Oft rief mich die Ungeduld schon vor Tagesanbruch aufs Verdeck, wenn die Sterne noch,

in geheimnißvollen Ordnungen am Himmel, ihr blasses Licht durch das stille Reich der Nacht ausgossen. Ich zitterte hoffend dem Tag entgegen; ich fand mich immer getäuscht, doch immer durch die Herrlichkeit des Sonnenaufgangs für die Täuschungen entschädigt.

Endlich, es war an einem Sonntage, gewann die Natur dieser ewigen Einöden des Ozeans wieder Odem. Die Segeltücher wölbten sich nach und nach, und wir flogen wieder acht bis neun Seemeilen in einer Stunde. Welche Freude lächelte von allen Antlitzen; wie andächtig sprach der Wiedertäufer das sonntägliche Abendgebet mit lauter Stimme, und mit welcher stummen Inbrunst in allen Zügen beteten die Andern vor sich hin! Der glänzende Sonnenball senkte sich den zitternden Wellen der Ferne entgegen. Das Schiff schien ihm in heiterer Sehnsucht tanzend auf den Wogen nachzueilen, und das Tagesgestirn selbst tändelnd seine Bahn und Stätte zu verlassen. Bald verbarg es sich hinter dem Busen des einen, bald des andern Segels; bald durchlief es der ganzen Breite nach die leichten Streifen des aufgespännten Tauwerks und der Seile. Masten, Linnen und Wimpel, Bord und alles Schiffsgeräth tauchten sich in wunder-

baren Goldschimmer, von tiefern Schatten begrenzt. Eine breite, blendende Lichtbrücke ging vom Hyperion über das Meer bis zur Sonne, die zu zögern schien, aus diesem Tempel der Schöpfungsherrlichkeit zu scheiden. Still sumsete zwischen Segeln und Seilen der Wind sein Abendlied. Die Wogen brachen sich tönend am Schiff zum Gesang. Die Menschen, in verschiedenen Stellungen, beteten. Der unendliche, schweigende Himmel horchte.

Am 11. Juli sagte Herr Valengin: „Ich denke, wir werden morgen einen Küsten-Lootsen am Bord sehen.“ Frohe Botschaft. Wirklich entdeckte man ihn folgendes Tages früh um neun Uhr vermittelst des Fernrohrs. Wir steckten die Flagge auf. Nach zwei Stunden kam das leichte, winzige Fahrzeug bei uns an, worin sieben Mann wie festgenagelt saßen, alles große, wohlgewachsene Leute. Jede Welle schien das gebrechliche, niedrige Boot wie eine Nußschale verschlucken zu wollen. Was doch der Mensch wagt; er der da weiß, was er wagt! Welche Hingebung, zumal in stürmischen Wettern! Schiffe, welche durch einen Windstoß gegen die Küste getrieben, oder auf langen Fahrten irre wurden, sind oft schon durch diese unerschrockenen

Männer gerettet worden, die alle Untiefen und heimlichen Gefahren der Seegegend, und jedes Anländeplätzchen des Gestades kennen.

Einer der Lootsen kletterte an einem ihm zugeworfenen Seil zu uns ans Bord hinauf, grüßte uns freundlich, drückte dem Kapitän die Hand und jedem, der ihm nahe kam, und fragte: „Wie stehts? Geht alles gut?“ Diese herzliche Frage, so natürlich in dem Verhältniß, und dabei so wohlwollend, hat für den, der nach vielen Wochen wieder den ersten unbekannten Menschen sieht, etwas Erquickendes. Es war die erste, unmittelbare Erscheinung eines Bewohners der neuen Welt, die wir selbst noch nicht sahen.

Der Lootse nahm vom Kapitän den Befehl über sämmtliche Matrosen und sagte: wir wären noch ohngefähr 150 Seemeilen (etwa drei derselben bilden eine Wegstunde) entfernt von der Chesapeak-Bai, und wenn der Wind, der gerade günstig und stark blies, tapfer anhielte, würden wir den andern Morgen an Ort und Stelle unsers Wunsches sein.

Und am folgenden Morgen um neun Uhr scholl das Geschrei: Land! Land! — Ein freudiges Schrecken fuhr Allen durch die Glieder.

Die Vorufer des jungen Welttheils stiegen aus dem Schoos des Ozeans.

6.

Die Landung.

Wir fuhren in die Chesapeak-Bai mit vollen Segeln ein. Links hob sich das Kap Henry, mit einem weißen Thurm, auf welchem allnächtlich den Seefahrern ein Feuer brennt. In größerer Ferne rechts zeigte sich noch ein Leuchtthurm, es war der des Kap Charles.

Das Gewässer der Bai fanden wir mit Holz, Kräutern und Stroh bedeckt. Wir erfuhren, es habe auf dem Lande fünfzehn Tage lang anhaltend geregnet. Noch befanden wir uns sechszig Wegstunden (oder 180 Seemeilen) von Baltimore. Aber der Wind ging stark mit uns. Wir fädelten binnen einer Stunde zehn Knoten ab, das heißt, legten 3½ Wegstunden zurück, und noch dazu gegen die Strömung des Meers.

Es zeigten sich, seit wir Land sahen, der Schiffe immer mehr vor unsern Augen und immer mehr, je näher wir den Ufern der Bai kamen. Schon unterschied man von den Fluren ungeheure Waldungen; bald da und hie angebautes

Land mit einzelnen Wohnungen der Menschen. Fröhliches Schauspiel für uns. Eine Viertelstunde fern von uns zog ein Dampfschiff vorbei. Ein schwarzer Rauchstreifen bezeichnete durch die Luft den verlassenen Weg desselben. Silberbrandung umgab die Dampfräder.

Die Nacht kam. Bald unterschied man nichts mehr. Das Schiff flog rasch durch die Wogen. Wir machten eilf Knoten in der Stunde. Ein Matrose, an der Schiffsseite draussen angebunden, warf beständig das Senkblei und rief jedesmal an, wie tief. Das hielt uns, und auch die Freude, spät wach.

Kaum war es Tag, rief mir der Kapitän zu: „Wir sind in der Rhede von Baltimore!“ — Ich wagte es kaum zu glauben, und doch stand das Schiff unbeweglich. Ich sprang aus dem Bett und warf mich hastig in die Kleider. Als ich aufs Verdeck kam, lag die Stadt Baltimore vor mir. Durch den lichten Wald der Schiffsmassen unterschieden wir Kirchthürme und die Wipfel hoher Pappeln in allen Theilen der Stadt. Die Thürme sind von weißem Marmor, sehr zierlich; die Häuser von Backsteinen gebaut. Zwischen dem schönen Grün der Pappelbäume, stellten sie sich mit ihrem gelben, röthlichen,

bläulichen Anstrich dem Auge gar gefällig hin. Wir sahen zu unserer Rechten Felder mit Korngarben bedeckt. Das Glöckengetön der Heerden sang uns vom Ufer an, wo halb sichtbar zwischen Obstbäumen die Kühe in den Wiesen weidend umherirrten. Der Himmel klärte sich auf und die ersten Strahlen der Sonne rötheten alle Höhen und Berge.

Um sieben Uhr Morgens nahte sich uns ein Kanot. Es brachte einen Arzt, der den Gesundheitszustand Aller auf unserm Schiff untersuchen mußte, das den Tag zuvor, mehr als gewöhnlich, gesäubert und gewaschen worden war. Er grüßte uns mit einem „guten Morgen!“ ohne dabei den Hut abzuziehen. Es war ein gefälliger, angenehmer Mann; sehr sauber gekleidet. Nachdem er in der Kajüte beim Kapitän ein kleines Frühstück genommen, kam er nach zehn Minuten wieder aufs Verdeck. Der Namensausruf Aller im Schiffe erfolgte. Er beschäftigte sich mit jedem einzeln; untersuchte noch zwei Personen, die unpäßlich in ihren Betten geblieben waren, und schied zufrieden von uns, auf die nämliche Art grüßend, wie er gekommen war.

Ich vermuthete, unsere Quarantäne würde

wenigſtens noch vierundzwanzig Stunden auf dem Schiffe dauern. Darum rief ich einem Seemann, der auf einem Kanot mit Doppelſegel nicht weit von unſerm Hyperion vorbeifuhr, zu, ob er mich nicht zum nächſten Bauerhauſe fahren wolle, um Milch und einige friſche Nahrung einzukaufen. Er kam heran; ich ſtieg von der Seite des Schiffs, wo man eine Treppe angebracht hatte, hinab zu ihm. Er änderte an den Segeln, und obgleich kein fühlbarer Wind ging, flog doch das kleine Fahrzeug ſchneidend durch den Waſſerſpiegel ans Ufer.

Ich ſprang ans Land. Mir ward wunderbar zu Muth, da ich den langentbehrten feſten Grund unter meinen Füßen fühlte; einen Boden unter meinen Sohlen, den der weite Ozean von meiner Heimath trennte; den der große Columbus die Kühnheit hatte zu ſuchen und das Glück ihn zu finden; den Jahrhunderte lang die Grauſamkeit raubſüchtigen Kriegsgeſindels, golddürſtiger Kaufleute und herrſchluſtiger, dummgläubiger Pfaffen mit Menſchenblut beſudelt hatte, bis Muth und Gefühl der Menſchenwürde das Joch zerbrach, welches der europäiſche Despotismus für unvergänglich hielt.

Von meinen Gedanken und Empfindungen

in dieſen Augenblicken Rechenſchaft zu geben, iſt mir unmöglich. Ich kam zu einem artigen Bauerhauſe. Eine Frau trat mir entgegen. Sie ſprach deutſch; ſie ſtammte aus dem Bernerland in der Schweiz. Nun richtete ſie hundert und tauſend Fragen an mich, daß mir zuletzt bange ward, keine Milch zu bekommen. Sie gab mir endlich, was ich begehrte; ich mußte ihr aber verſprechen, ſie noch einmal zu beſuchen. Als ich zum Schiff zurückgekommen war, und meinen Fährmann fragte: was ich denn ſchuldig ſei? antwortete er: „O durchaus nichts. Es machte mir ein Vergnügen, Sie einen Augenblick ans Land zu führen.“ Er lehnte ſehr höflich Alles ab.

Wie die Kinder auf dem Hyperion, es waren derer wohl zwanzig, meinen großen Topf voller Milch erblickten, liefen alle auf mich zu. Ich konnte jedem nicht geſchwind genug davon geben. Um ſie zu ſättigen, hätt' ich viermal mehr haben müſſen. Aber das war auch eine Schwelgerei für die guten Kleinen, und ein Genuß für mich ihre Freude!

Der Kapitän hatte den Arzt in die Stadt begleitet. Sein Nachen kam Nachmittags zurück, aber ohne ihn; ſtatt ſeiner ein Briefchen an

mich, worin er mir ankündigte, ich könne ans Land gehen, wann ich wolle; der Nachen stehe zu meinem Befehl.

Ich säumte keinen Augenblick.

7.

In Baltimore.

(13. bis 24. Juli.)

Die ersten Schritte am Lande, durch die Straßen der Stadt, reichten hin, um mich zu belehren, ich sei in einem fremden Welttheil. Ich konnte nicht müde werden, diese Reihen zierlicher Gebäude, diese Handelsgewölbe und Kaufläden, diese Gruppen von Negern und Mulatten zu sehen.

Baltimore war vor fünfundvierzig Jahren noch ein gar geringes Städtchen, mochte kaum ein halbes hundert Häuser haben, viele noch von Holz. Jetzt steht da, einer Hauptstadt ähnlich, eine regsame Welt. Baltimore zählt schon 75,000 Einwohner. Die Straßen sind gepflastert und mit breiten Trottoirs eingefaßt; reinlich, heiter, angenehm mit Pappelbäumen besetzt, deren Gipfel mit den Kirchthürmen um die Wette in die Lüfte aufstreben. Die Häu-

ser sind meistens von Backsteinen, manche von Marmor gebaut, geschmackvoll und edel ausgeführt, von zwei und drei Stockwerken. Die grünen Fensterläden überall, die Hausthüren von Rothholz und Acajou, die glänzenden Messingbeschläge daran, die hohe Reinlichkeit überall — Alles gibt diesen Wohnungen, diesen breiten, lichten, saubern Straßen, ein gefälliges, freundliches, frisches Ansehen, wie ich mich dessen von keiner europäischen Stadt erinnerte. Während der heißen Sommerzeit werden die Straßen täglich mit Wasser besprengt. Die schönste und längste derselben ist die Baltimorestraße, beinahe eine halbe Stunde lang. In der Mitte derselben steht seitwärts die Douane, ein Gebäu von ausserordentlichem Umfang, aus weißem Marmor aufgeführt. Zwölf mächtige Säulen tragen einen Theil vom Innern des Gebäudes, welches hier von oben herab durch eine sehr hohe Kuppole erleuchtet wird. Links und rechts sind die Amts- und Geschäftzimmer, die Wohnungen der Angestellten u. s. w. Die Beamten selbst, einfach, aber äusserst zierlich gekleidet, zeichnen sich durch ihr zuvorkommendes, gefälliges Betragen aus. —

Mein erster Gang war in einen Gasthof. Man

ſaß eben zum Mittagseſſen. Ich brachte eine Eßluſt mit, als hätt' ich auf dem Meere vier Wochen gefaſtet. — Ländlich, ſittlich! Ich mußte mich bequemen, um nicht auffallend zu werden, mit dem Meſſer in der rechten, mit der Gabel ſtets aber in der linken Hand zu eſſen, und beide queer über den Teller zu legen, wenn man mir keine Speiſen mehr darbieten ſollte. Ich war noch nicht halb geſättigt, als meine Tiſchgenoſſen ſchon Feierabend machten. Ueberhaupt bemerkte ich durchgehends nachher auf meinen Reiſen im Lande, daß die Amerikaner am Tiſche ſehr mäßig ſind. Selten nimmt man beim Frühſtück oder Nachmittags mehr, als zwei Taſſen Thee oder Kaffee. Aber beim Thee und Kaffee wird jedesmal zugleich Geflügel, Fiſch, Backwerk, Brod, Butter u. ſ. w. aufgetragen. Die Frau des Hauſes bedient die Gäſte. Bei der Mittagstafel wird Bier zum Trinken gegeben und guter Branntwein mit Waſſer verdünnt.

Der Sauberkeit und Zierde der Straßen und des Aeuſſern der Häuſer entſpricht überall das Innere der Wohnungen. Man wird wenig Wohnungen finden, wo der Fußboden nicht mit einem ſchönen türkiſchen Teppich bedeckt, und von der Hausflur bis zum oberſten Gemach des Hauſes nicht jede Treppe es ebenfalls wäre.

Von den öffentlichen Denkmälern zeichnete sich das zu Ehren Washingtons, und ein anderes, nicht weit von einem Brunnen, zum Gedächtniß jener Bürger aus, die bei Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer im letzten Kriege das Leben fürs Vaterland opferten. Ihre Gebeine ruhen unter dem Denkmale. Ihre Namen alle sind in den Marmor des Fußgestells eingegraben.

Die katholische St. Pauls-Kirche könnte neben den schönsten Tempeln Europens aufgezählt werden. Der Kirchen für die andern christlichen Konfessionen mögen etwa noch achtzehn sein. Zuweilen stehen sie dicht neben einander. Jeder, ohne Groll gegen den Nachbar, geht in das Gotteshaus, wohin ihn sein Herz und sein Glaube rufen. Das ist die Wirkung der wahren Religionsfreiheit, während man in Europa höchstens in den gebildeten Ländern nur die Duldung kennt und sich mit religiöser Toleranz, als wäre sie eine große Tugend, brüstet. — Das ist in Amerika die Wirkung einer weisen, vernünftigen Gesetzgebung. Die Menschen sind sich hier, wie vor dem weltlichen, so vor dem göttlichen Gesetz in ihren Rechten gleich. Die Europäer werden noch lange Zeit große und

kleine Bücher über das Verhältniß der Kirche zum Staat schreiben, indem die einen den Staat in die Kirche, als in das Höhere und Allumfassende, hineinstellen, andere die Kirche dem Staat unterordnen, und wieder andere Staat und Kirche, Kaiser und Papst, in gleichen Würden neben einander setzen.

Die Amerikaner haben die Streitfrage der europäischen Staatsmänner und Professoren längst und auf die naturgemäßeste Weise gelöst. Der Staat, diese große Anstalt für Rechtssicherheit und Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, hat kein Befugniß, über religiöse Ueberzeugungen, über das innere Verhältniß des Menschen zur Gottheit zu entscheiden. Den Bürgern ist es anheimgestellt, in derjenigen Form oder kirchlichen Ordnung ihre gemeinschaftlichen Gottesverehrungen zu veranstalten, die ihren Ueberzeugungen am meisten entspricht. Wie mannigfaltig und verschieden dieselben sein mögen, der Staat hat nicht darüber zu entscheiden, welche Form die bessere, welche Kirche die alleinseligmachende sei. Allein alle Bürger sind Eigenthümer gleicher Rechte; der Staat ist da, um sie alle in den kirchlichen Verhältnissen ihrer Wahl zu schützen. Von der andern

Seite aber darf auch keinerlei Kirchenthum zerstörend auf die öffentliche Ordnung des bürgerlichen Lebens einwirken, noch weniger sich, durch priesterschaftlichen Stolz geleitet, weltliches Recht und Ansehen in Staatsverfassung oder Staatsführung anmaßen.

„Lauheit, Indifferentismus!“ rufen dabei in Europa unsere geistlichen Herren (denn Herrn wollen sie gern sein!).

Merkwürdig ists, daß eben diese Herren fort und fort über Verfall der Religion, Abnahme der Andacht, schlechten Besuch des Gottesdienstes schreibend und predigend klagen. In Amerika klagt man nicht über Indifferentismus. Hier wetteifern alle christlichen Kirchenparteien auf oft rührende Weise in gottesdienstlicher Frömmigkeit. Hier sind in den größern und kleinern Städten die Kirchen stets von Betern erfüllt, und in den weiten Einsamkeiten junger Pflanzungen sieht man Pflanzerfamilien oft lange Tagreisen bis zur nächsten Kapelle oder Kirche machen. Wenn sich eine Stadt bildet oder ein Dorf — so weit ich gekommen bin —, und alle Hütten noch gebrechlich und hölzern sind, stehen zuerst immer zwei große Gebäude massiv und kostbar aufgeführt da: das Rathhaus und der Tempel.

Den ersten Sonntag, welchen ich auf amerikanischer Erde erlebte, tönte von allen Seiten das Geläut der Kirchenglocken. Es war der 18. Juli. Ich verließ meinen Gasthof und folgte dem ersten Zuge von Menschen, den ich sah, zu einer der Kirchen. Der Prediger war auf der Kanzel; ihm zur Rechten saß der männliche, zur Linken der weibliche Theil der Gemeinde. Man sang die Psalmen mit vieler Harmonie. Dann las der Prediger einen Bibeltext und sprach über die Unerfahrenheit und Ungeduld der Menschen, indem sie ihre Glücks- und Unglücksfälle dem Vertrauen auf eigene Kräfte anheimstellen, ohne die tiefer liegenden Ursachen zu bemerken. Er sprach sehr erwecklich und belehrend. Ich bemerkte, daß ich in einem Tempel der Methodisten war, der sich, wie die Art der öffentlichen Andachtsübung, wenig von der reformirten Form unterschied.

Von da begab ich mich in eine andere Kirche. Es war die der Neger. Auch der Geistliche war ein Neger. Er ereiferte sich sehr gegen die, seinem schwarzen Menschenschlage gewöhnlichen Untugenden. Seine Stimme war sehr stark; seine Bewegung ganz schauspielerhaft. Die Kleidung der Zuhörer und Zuhörerinnen

zeichnete sich durch hohe Sauberkeit, Geschmack und Feinheit aus. Die Frauenzimmer trugen sich meistens weiß; doch manche auch in farbigen Kleidern und mit feinen Strohhüten. Aber welche Ueberraschung für einen Europäer, wenn sich eine der schlanken Grazien mit dem Köpfchen wandte, und dem Neugierigen eine ganz schwarze Gestalt wies!

Den folgenden Tag ging ich in eine katholische Kirche. Es wurde hier eben ein ausserordentliches Seelen-Amt wegen dem Tode eines Herrn Meranville gehalten. Bei der ansteckenden Seuche, die im Sommer 1819 zu Baltimore so viele Menschen wegraffte, und durch die Wärme der Luft von 26 bis 28 Grad Reaumur am furchtbarsten geworden war, opferte dieser Herr Moranville Vermögen, Zeit und Kräfte für die leidende Menschheit auf. Er theilte Arzneien aus, er tröstete die Sterbenden, er half die Todten forttragen, so lange die Seuche wüthete. Die meisten Verwüstungen richtete sie in dem Theil der Stadt an, der Fells-point heißt, und in den niedern Gegenden, während der höher gelegene Theil der Stadt sich gesund bewahrte, obgleich man auch von den Kranken da hinauf verlegt hatte. Herr Moran-

ville fühlte sich zuletzt auch nicht wohl. Er glaubte, das Klima Frankreichs, seines Vaterlandes, werde ihm Besserung geben. Er reisete ab, kam nach Amiens und starb da. Der Hyperion hatte die Nachricht von seinem Tode mitgebracht, den ganz Baltimore mit lauter Stimme beklagte. Die Kirche hatte kaum Raum genug, die ungeheure Menschenmenge zu fassen. Mit welchem kalten Pomp sah ich in Europa oft Menschen begraben, die zu den Höchsten und Bedeutendsten gehörten. Hier weinten tausend und tausend dankbare Augen still vor sich hin. Und als der Prediger vom Leben des Wohlthäters sprach, ward der Schmerz laut.

Man hat jetzt seit Kurzem einen Theil des Hafens ausgetrocknet, wodurch die Luft reiner und gesunder geworden ist. Es sind Flußgraben geöffnet, so, daß die Fahrzeuge in der Nähe der Vorrathshäuser landen können. Diese Kanäle ziehen sich manchmal eine halbe Wegstunde vor bis in die meisten Straßen der Stadt. Neben den Kanälen sind auf beiden Seiten Hochstraßen für Fuhrwerk. Zwischen den Häusern über den Dächern ragen daher die Masten der Schiffe mit ihren flatternden Wimpeln empor. An den Ufern rollen prächtige Lust- und Reisewagen entlang,

Karren von Negern gezogen und gestoßen; zierliche Kaufläden sind seitwärts geöffnet, deren Reichthum den europäischen nicht nachsteht. Eine regsame Menschenmenge schwärmt durch die lichten Straßen. Der Großtheil der Wandelnden ist immer in sauberer und geschmackvoller Kleidung. Es hat Alles alle Tage sonntägliches Ansehen.

Jeden Morgen, ehe noch die Thürme im Goldstrahl der Sonne leuchteten, erwacht' ich vom verworrenen Gesang mehrerer Stimmen. Ich ward neugierig, woher diese Klänge, und ging ihnen eines Tages nach. Sie kamen vom Hafen. Ich sah auf einem Schiff acht Neger beschäftigt, es auszuladen. Alle ihre Bewegungen geschahen im strengen Zeitmaß und begleitet von einem Sang, den einer von ihnen angestimmt hatte. Die Töne, mit weniger Abwechselung, erhoben oder senkten sich, je nachdem der Waarenballen mehr oder minder schwer war, der bewegt wurde. Ich fand diese Art melodisch zu arbeiten nachher noch öfter bei den Negern. Man sagte mir, daß diese Unglücklichen sich in den ersten Monaten ihrer Gefangenschaft einer solchen Schwermuth überliessen, daß sie zuletzt gegen die Mahnungen ihrer Herren, selbst

gegen Schläge ganz unempfindlich würden. Nichts könnte sie dann erheitern, als ihr Gesang. Man nöthige sie, zu Allem zu singen. So singen sie nachher zu aller Arbeit und bewahren dadurch ihre Munterkeit.

8.

Die Auswanderer.

Um mehr in der Mitte der Stadt zu sein, wohin ich von meinem Gasthof wohl eine halbe Stunde Wegs hatte, wählte ich einige Tage nach meiner Ankunft den Gasthof zur Indian Queen. Im ersten hatte ich wöchentlich, bei täglichen drei Mahlzeiten, 4 Dollars (ungefähr 1 Louisd'or) bezahlt; in diesem war der Preis täglich 1¼ Dollar. Die Reisenden wurden durch sechs Neger und Mulatten bedient; dreimal des Tages war die Tafel gedeckt, mit ausgewählten Speisen besetzt und die Gesellschaft am Tisch zahlreicher. Es waren mit mir etwa achtzig Reisende da und sehr wenig Europäer unter denselben. Der Wirth hält ein Buch, worin der Name seiner Fremden eingetragen ist. Das aber ist keine Polizeimaßregel, wie in Europa, sondern Uebung. Die Polizei drängt sich hier

nicht in Alles ein. Man setzt voraus, die Mehrheit der Reisenden bestehe aus rechtlichen Menschen, und unterwirft diese nicht den demüthigenden und beleidigenden Verfügungen, die man einiger Schelmen willen erfunden hat. Man reiset durch alle Staaten Amerika's, ohne auch nur eines Passes zu bedürfen, und sich damit beim Thor jedes Städtleins und jeder Polizeibehörde ausweisen, verzögern und oft plump genug behandelt sehen zu müssen.

Kömmt ein Reisender ans amerikanische Ufer, muß er erst seinem Schiffskapitän den Werth seiner Waaren genau angeben, dann hernach beim Zollamt den Werth des Verkauften. Ein jährlich vom Kongreß bestimmter Tarif bezeichnet, was davon zu entrichten ist. Uebersteigt die Abgabe fünfzig Piaster, gewährt man Zahlungsfristen von sechs, neun und zwölf Monaten. Man hält sich an das gegebene Wort. Und Alles geht ganz gut dabei. — Es ist dies allerdings merkwürdig. Werden denn die Leute ehrlicher und rechtlicher, wenn sie amerikanische Luft athmen? — Ich möchte beinahe glauben, es würden die Unterthanen der europäischen Regierungen viel besser werden oder sein, wenn die Regierungen ihnen mehr Redlichkeit zutrauten.

Man verkrüppelt Völker nicht nur, wie in der Türkei, durch rohe, gesetzlose Härte und Grausamkeit zu sklavischen Wesen, die mit den Lastern des Sklaventhums behaftet stehen, sondern auch durch unbesonnene Gesetzgebungen, in denen kein Glaube an die menschliche Tugend, keine Achtung des jedem Menschen eigenthümlichen Ehrgefühls, keine Schonung der Würde des Menschen, auch im Aermsten, vorherrscht. Mastert die Gesetzgebungen der meisten Länder: sie scheinen für Botany-Bai-Leute geschaffen zu sein.

Die heitere, freie, anständige Bewegung der Einwohner Baltimore's auf Straßen, öffentlichen Plätzen u. s. w. fand ich im Innern der Familien wieder. Ich ward einigemal in die Abendgesellschaften eines der ersten Häuser, bei Herrn G...., eingeladen. Die Frauenzimmer machten nach dem Thee Musik mit Gesangbegleitung; man plauderte, scherzte, spielte. Es war hier Alles ohngefähr wie bei uns in ähnlichen guten Gesellschaften; nur weniger gezwängt, steif und gesucht, viel heiterer und jeder mehr sich hingebend.

Noch muß ich doch auch ein Wort von meinen europäischen Reisegefährten, den Auswanderern, sagen. Den Tag nach der Ankunft im

Hafen, gingen die Auswanderer ebenfalls ans Land und schickten sich an, in die westlichen Gegenden der Vereinstaaten zu reisen, meistens in kleinen Caravanen von acht bis zehn Personen. Manche waren schon ganz von Geld entblößt. Sie wandten sich an eine sehr achtungswürdige Gesellschaft in Baltimore, und die beiden ärmsten Familien, die eilf Personen stark waren, erhielten ein Pferd für sich und 40 Piaster. Sie zogen, wie der größte Theil solcher Ankömmlinge, den Ufern des Ohiostroms zu.

Auch das amerikanische Schiff Elisabeth war in New-York, und früher, als der Hyperion, mit mehr denn vierzig Reisenden angekommen, wie ich erfuhr. Diese, meistens Schweizer, zogen an den Ufern des Hudson aufwärts und folgten dem großen Kanal bis zum Erie-See. Das Schiff Boston kam fast gleichzeitig mit 120 Kolonisten, Elsassern und Schweizern, größtentheils Wiedertäufern, in Alexandria in Virginien an. Auch diese wanderten vom Ufer des Potomak zum Ohio. Eben so andere Auswanderer, die einige Wochen später auf zwei Schiffen von Havre ankamen. — Jährlich strömt aus Europa eine unglaubliche Menge arbeitsamer, gewerbfleißiger Familien nach Amerika. Und

doch — wie große Strecken Landes entbehren in Europa noch des Pfluges und des Kunstfleißes!

Wie schon gesagt, sind in jedem Fall die amerikanischen Schiffe allen andern zur Ueberfahrt vorzuziehen. Sie brauchen gewöhnlich von Europa nach dem neuen Welttheil nicht mehr, als zwanzig bis vierzig Tage, und zur Rückfahrt nach Europa etwa zwanzig bis dreißig. Zwölf Schiffe, die den Namen Packboote tragen, machen zwischen Havre und New-York den regelmäßigen Dienst; zwölf andere eben so von Grenok nach New-York; zwölf von London und sechszehn von Liverpool eben dahin. Jedes dieser Schiffe macht die Hin- und Herfahrt dreimal im Jahre. In jedem derselben ist der Preis für einen Platz in der Kajüte zu dreißig Guineen (ohngefähr dreißig Louisd'or) oder 140 Dollars. Man hat dafür täglich drei wohlgewählte Mahlzeiten nebst dem Wein; zum Nachtisch Madera; Sonntags Champagner.

Diejenigen, welche weniger Bequemlichkeit verlangen und unterwegs sparen wollen, finden beim Kapitän eines Kauffahrteischiffes leicht den Platz zu zwanzig Louisd'or. Die Auswanderer auf dem Hyperion zahlten für die Person

nur ohngefähr sechs Louisd'or; beköstigten sich aber selbst; schliefen im Zwischenverdeck, hatten aber Holz zum Kochen und süßes Wasser frei. Matratzen, Fleisch, Wein, Schiffszwieback, hatten sie von Havre mitgenommen, und auf die Person für vier Louisd'or Lebensmittel berechnet.

Noch vor wenigen Jahren war die Ueberfahrt kostspieliger und bei der Unerfahrenheit der damaligen Schiffskapitäne langsamer. Sie gebrauchten dazu oft sechszig bis achtzig Tage, manchmal sogar drei bis fünf Monate. Viele der Auswanderer waren sodann ausser Stand zu zahlen; hatten ihr Geld oft schon beim langen Aufenthalt im Hafen verzehrt. Dann pflegten sie sich, um die Ueberfahrt zu zahlen, dem Kapitän auf längere oder kürzere Zeit in Arbeit zu verdingen, und dieser verkaufte sie, oder vielmehr ihre Arbeitsverpflichtung, wenn er nach Amerika kam, an Andere, die das Meiste boten.

Die Regierung von Amerika hat diesen schändlichen Handel durch ein Gesetz verboten, und alle dergleichen Verträge zwischen Kapitänen und Reisenden aufgehoben. Seitdem nimmt kein Kapitän mehr Ueberfahrende an, ohne das Frachtgeld vorher baar erhalten zu haben.

Viele von den Ankömmlingen, die ich nachmals in verschiedenen Gegenden Amerika's sprach, und welche die Ueberfahrt auf Schiffen anderer Stationen gemacht hatten, erzählten mir von seltsamen Meer-Abentheuern, denen ich kaum Glauben schenken konnte. Ein Aargauer, der im Jahr 1817 mit 450 Würtembergern und Schweizern die Ueberfahrt von Holland aus gemacht hatte, erzählte: daß man nach sechs Wochen auf dem Meere endlich die Portionen Lebensmittel habe auf ein Drittel einschränken müssen; daß sich deswegen viele dem Kapitän verkauft hätten; daß bei 150 Menschen durch Hunger und Krankheit auf dem Meer umgekommen wären, und erst nach einem Vierteljahre New-York erreicht hätten. Gewiß ist, daß einige, die ihre Ueberfahrt bezahlt hatten, nachher ihre Klage gegen den Kapitän aufsetzten und sie Regierungsgliedern überreichten. Der Kapitän wurde vor den Richter berufen, und da er sich nicht ganz rechtfertigen konnte, zu einjähriger Gefangenschaft und zum Verlust seines Schiffes verurtheilt. Die Reisenden wurden von den eingegangenen Vorträgen frei gemacht. Und seit dieser Zeit ists auch, daß jenes Gesetz erschien, um alle Mißbräuche dieser Art abzuschaffen.

9.

Eine Tagreiſe nach Philadelphia.

(24. Juli.)

„Wie weit iſts von hier bis zur Hauptſtadt Penſylvaniens?“ fragte ich.

„Vormals ziemlich weit,“ war die Antwort; „man mußte mehrere Tage unterwegs zubringen. Jetzt aber können Sie bei uns in Baltimore frühſtücken und in Philadelphia zu Abend ſpeiſen. Die beiden Städte ſind einander ſehr nahe gerückt worden. Es ſind, von Baltimore dahin, dreiunddreißig Stunden.“

In der That, wohin man bald gelangen kann, das iſt nicht ſehr entfernt. Je mehr ſich die Vereinſtaaten beleben, mit Kunſtſtraßen, Kanälen und Schifferflüſſen durchſchnitten werden, Eilwagen und Dampfboote ſich vervielfältigen und vervollkommnen, je kleiner wird dies ungeheure Gebiet, in welches man ziemlich bequem den größten Theil Europas hineinlegen kann.

Ich beſtieg an einem ſchönen Morgen um fünf Uhr das Dampfſchiff Richmond, welches, mit der Kraft von ſiebenzig Pferden, regelmäßig die Fahrt von New-York nach Albany macht. Ob ich gleich manches Dampfboot ſchon geſehen

hatte, überraschte mich doch dieses durch seine Sauberkeit, innere Schönheit und die Pracht der Zimmergeräthe und Verzierungen. Der Dampf hörte auf zu zischen; das Räderwerk gerieth in Bewegung, und mit wunderbarer Geschicklichkeit flog das Boot mitten durch die Menge der Fahrzeuge, welche das Gewässer des Hafens bedeckten. Kaum von der Rhede etwas entfernt, kam uns das Dampfschiff Lac Maryland entgegen, das von Charlestown und Norfolk nach Baltimore gehend, uns einen Reisenden abgab, welcher nach New-York wollte.

Wenn man aus dem Hafen kömmt, mag die Chesapeakbay eine starke Viertelstunde breit sein und nimmt dann den Namen Susquehanna von dem Fluß an, der aus den Alleghanybergen in zwei verschiedenen Strömen kömmt. Diese Ströme vereinigen sich zu Sunbury ehe sie in die Chesapeakbay fallen.

Um acht Uhr wurde zum Morgenmahl geläutet. Jedermann setzte sich zum Tisch, wie ihm gefiel. Es waren der Reisenden ohngefähr sechszig Personen. Das Frühstück war, wie gewöhnlich, in üppiger Fülle aufgetischt; Kaffee, Rindfleisch, Geflügel, Fisch, auf mancherlei Weise bereitet; Backwerk, Butter und die

Sweat-Patators, oder süße Erdäpfel nicht zu vergessen, vom feinsten Geschmack, welche mein Lieblingsbissen blieben, so lange ich in Amerika war.

Das Schiff ging rasch; in einer Stunde stromaufwärts zwei Wegstunden. Beide Ufer, die sich einander allmälig näherten, waren mit artigen Landhäusern und wohlgebauten Feldern geschmückt. Im Hintergrunde unendlicher Wald.

Um eilf Uhr hielt das Schiff an. Wir mußten ans Land. Jeder Reisende erhielt eine Karte, welche die Nummer eines Wagens trug, in dem jeder nun vom Ufer der Susquehanna zum Delavareſluß fahren sollte, wo uns ein anderes Dampfschiff erwartete.

Sechs schöne Wagen, jeder mit vier kräftigen zierlich geschirrten Rossen bespannt, brachten uns in vierthalb Stunden von Newcastle ans Delavare-Ufer in den Delavareſtaat. Es ist dies ein Weg von ohngefähr neun Stunden Länge. Man saß im Wagen bequem, obgleich immer drei Personen nebeneinander.

Wir hörten schon in der Ferne, ehe wir das Dampfboot sahen, den Dampf pfeifen. Eilfertig, als wäre Alles auf der Flucht begriffen, stieg man aus ins Schiff; das Gepäck kam so-

gleich mit, und wir flogen den Delavarestrom aufwärts. Die Ufer desselben sind so lieblich, wie die der Susquehanna. Wälder, durchschnitten von schönen Pflanzstätten, saubere Häuser von Back- und Felssteinen, mit Gärten, verkündeten freudigen Wohlstand und noch Raum genug für manchen Ansiedler. — Zwischen Gehölzen, Maisfeldern und üppigen Wiesen sahen wir auch zwei kleine Städte an uns vorüberschweben: Chester und Wilmington. Sie hatten freundliches Aeusseres; die Häuser mit vielem Geschmack erbaut, aus Steinen, Backsteinen und getünchtem Holz. Rechts lag uns der Staat Jersey, weniger volkreich, als Pensylvania zu unserer Linken.

Eine Menge Schiffe, Slops und anderer Fahrzeuge begegneten uns, oder folgte uns. Ueberall Leben und Verkehr. Aber kein Schiff konnte mit unserm Boot gleichen Lauf halten; es legte in einer Stunde, gegen den Strom, über 2¼ Wegstunden zurück.

Es war sechs Uhr Abends vorbei, als wir schon den Wald von Schiffsmasten sahen, welcher den Hafen von Philadelphia besäumt. Bald erblickten wir am Ufer des Flusses, beim Eingang des Hafens, ein ungeheures steinernes

Bauwerk, breit und schwerfällig. Es war die Veste Mifflins.

Am Landplatz lagen schon fünf andere Dampfboote. Wir befanden uns dem Marktplatz gegenüber. Eine Menge schaulustiger Menschen standen am Ufer. Neger erboten sich, mein Gepäck zu tragen. Nur 200 Schritte vom Hafen ist der Gasthof Brandson, wo ich einkehrte, und für einen Dollar täglich mich ganz wohl befand.

So war ich nun in der Stiftung des unsterblichen und ewig ehrwürdigen William Penn; in der Stadt, welche bis zum Jahre 1800 die Stadt des Kongresses gewesen, der dann nach Washington im Columbiastaat verlegt wurde.

General Lafayette kannte sein Amerika, für dessen Unabhängigkeit er einst als Jüngling gefochten hatte, nicht wieder, da er zum letztenmale dessen Gast ward. Und jeder Reisende, der nur einige Jahre später kömmt, als der frühere, findet Verwandlungen über Verwandlungen, neue Kolonien im Innern, wo sonst Einöden, neue Städte, wo sonst einzelne Bauerhöfe lagen, und kleine Ortschaften in Gewerbs-, Handels- und Prachtstädte verwandelt.

Laut der letzten Zählung steigt die Bevölkerung jetzt auf fünfzehn Millionen Seelen in

den gesammten achtundzwanzig Staaten des Bundes. Ich will hier die Uebersicht von gegenwärtiger Bevölkerung der Vereinstaaten, nebst den Jahren ihrer Kolonisation und Aufnahme in den Bund, als selbstständige Republiken, beifügen.

Namen.	Kolonisation.	Eintritt in den Bund.	Bevölk. Seelen.
Virginien	1610.	1776	1,100,000
New-York	1614	1776	1,220,000
New-Jersey	1614	1776	314,000
Massachusetts	1620	1776	548,000
Newhampshire	1623	1776	274,000
Pensylvanien	1627	1776	1,078,000
Delavare	1627	1776	100,000
Maine	1630	1819	10,000
Connecticut	1635	1776	316,000
Rhode-Island	1635	1776	100,000
Maryland	1638	1776	450,000
Vermont	1664	1776	300,000
Nordkarolina	1669	1776	504,000
Südkarolina	1710	1776	662,000
Georgien	1732	1776	366,000
Louisiana	1734	1812	158 000
Tennesee	1750	1796	430,000

Namen.	Kolonisation.	Eintritt in den Bund.	Bevölk. Seelen.
Allabama	1770	1822	85,000
Columbia	1638	1800	56,000
Kentuky	1773	1792	1,100,000
Indiana	1787	1816	130,000
Ohio	1780	1803	540,000
Illinois	1790	1818	55,000
Missouri	1790	1820	106,000
Mississippi	1780	1817	156,000
Ostflorida / Westflorida		1822	1,000,000
Michigan	1810	1823	50,000
Die Länder westwärts Illinois u. s. w. zählen auch etwa			1,000,000.

Man sieht daraus, daß bei uns zu Lande die Geographien, welche erst vor einigen Jahren gedruckt sind, wo sie von den Vereinstaaten reden, durch die Riesenschritte, welche Bevölkerung und Anbau dort thun, unvollständig geworden sind.

Noch ein Vierteljahrhundert, und die Vereinstaaten sind durch ihre Lage, durch ihre Bevölkerung, durch ihren Reichthum, durch ihre vortrefflichen Einrichtungen, durch ihre weisen Gesetzgebungen eine Riesenmacht, die des ge-

sammten Europens Trotz spotten kann, und auf unsern Welttheil mehr Einfluß haben wird, als er auf sie. Da, wo jeder Bürger für sein Vaterland das Gewehr trägt, wo beinahe eine Million Milizen in den Waffen geübt werden, wo Freiheitsgefühl, Nationalstolz und Mißachtung der alteuropäischen Einrichtungen begeistern, ist schon jetzt nichts mehr von schweren Anfechtungen aus Amerika zu fürchten, obgleich die gesammten achtundzwanzig Republiken nicht mehr, als kaum 6000 Soldaten, das heißt in Sold und Lohn stehendes Kriegsvolk, unterhalten. Daß die Amerikaner ihr Glück fühlen im Verhältniß zu den Europäern, muß uns gar nicht wundern. Denn ungerechnet die natürliche Liebe der Eingebornen zu ihrer Heimath, bringen die jährlichen Einwanderer und neuen Ansiedler wenig Lobreden auf den alten Welttheil mit, welche die Neigung für Europa erhöhen könnten; und dann erfahren sie wöchentlich aus zahllosen Zeitungen nur zu viel vom Bunterlei unserer Schick- und Drangsale.

10.

Die Stadt der Freunde.

(24. bis 30. Juli.)

Philadelphia trägt wohl seinen Namen mit Recht. Der Großtheil ihrer Bewohner besteht aus Personen, die zur Kirchpartei, oder wie sie es nennen, zur Gesellschaft der Freunde gehören, die man gemeinlich mit dem Spottnamen der Quakers und Zitterer bezeichnet.

Es war mir gleich anfangs, da ich durch die Stadt ging, auffallend, welche anständige, ich möchte sagen sonntägliche Stille in den volkreichen Gassen Philadelphia's herrschte, einer Stadt von ohngefähr 120,000 Seelen. Und doch durchkreuzte sich das Volk in lebendigem Verkehr nach allen Richtungen. Der Markt war voll Getümmels, von einem Ende zum andern mit Gartenfrüchten und Gemüsen jeder Art, wohlgeordnet besetzt; seitwärts mit ganzen Reihen von Bauerwagen und wohlgenährten Rossen; die Wagen waren mit Fleischwaaren, gerupftem und in saubere Leinwand eingeschlagenem Geflügel u. s. w. angefüllt, von Käufern und Käuferinnen umringt.

Jene Stille, die mich überraſchte, hatte die nämliche Wirkung auf einen engliſchen Schriftſteller hervorgebracht, der ſich darüber ſo ausdrückt: „Was mir, nicht nur zu Philadelphia, ſondern in allen Städten der Vereinſtaaten, ungewohnt entgegentrat, war das anſtändige, beſonnene Weſen der Bürger. Da iſt in den Straßen kein Lärmens, Schreiens, Zankens; und doch bezeichnet dieſer Mangel des Lärmens ſo wenig einen Mangel an Lebhaftigkeit, als das Nichtdaſein von Grauſamkeit die fehlende Tapferkeit andeutet. Wer daran zweifelt, beſuche den nordamerikaniſchen Bundesſtaat.“

Am Sonntage ward die Luft von allen Seiten durch das Geläut der Glocken bewegt. Ich ging in die erſte Kirche, die ich antraf; ſie war ſehr groß und doch ſchon von Perſonen beiderlei Geſchlechts angefüllt. Ich bemerkte an den aufrecht ſtehenden Rockkragen der Männer, an den feinen aber blumen- und federloſen Strohhüten der Frauenzimmer, an der mangelnden Kanzel, die ich vergebens mit den Augen ſuchte, daß ich in einem Tempel der Geſellſchaft der Freunde war.

Die Kirchenglocken ſchwiegen. Im weiten Raum des der Andacht geweihten Gebäudes ent-

stand eine tiefe, anhaltende Stille. Alles schien in fromme Betrachtung untergegangen. Ich wartete geduldig anderthalb Stunden, und es änderte sich nichts. Ich war schon im Begriff fortzugehen, als eine gute alte Frau vom Sitz aufstand, und mit zitternder doch vernehmlicher Stimme das Schweigen brach, indem sie ein Gebet sprach. Dies mochte wohl eine Viertelstunde dauern; dann bedeckte sie sich das Gesicht mit beiden Händen und saß wieder nieder. Ich verweilte noch ein halbes Stündchen. Als niemand aber das Wort nahm, ging ich wieder und besuchte eine andere Kirche.

Es ist in der Art und Weise dieser Gesellschaft der Freunde viel Eigenes, Hartes, Schwärmerisches und Ueberspanntes. Wer könnte das ganz läugnen? Aber doch muß ich bekennen, keine von allen christlichen Kirchenpartheien hat dabei so viel Milde, Menschenfreundlichkeit, Selbstverläugnung, Selbstaufopferung und Wahrhaftigkeit, als eben diese. Sie leben freundlich unter allen Menschen, ohne deren wilde Thorheiten und Leidenschaften anzunehmen. Sie wenden die Vorschriften des Christenthums streng, ja buchstäblich auf das wirkliche Leben an, und werden dadurch auffallend, sonderlings-

artig in den Augen derer, die eine andere Erziehung genoſſen haben, ſogar lächerlich. Sie zanken nicht, wie andere Chriſten, um Formen und Dogmen; ihr Glaube liegt mehr ſprechend in ihren Handlungsweiſen. Das ſtammt ſchon von erſter Erziehung her, die ihnen nachher das Gewohnte zum lieben Bedürfniß macht. Dieſe Erziehung weicht freilich von der gewöhnlichen ab; iſt vielleicht in Manchem zu ängſtlich. Aber vielleicht iſt eben dieſe Aengſtlichkeit das beſte Verwahrungsmittel gegen die ſpätere Leichtigkeit, mit dem, was unehrbar und laſterhaft iſt, in Unterhandlung zu treten. Tanz, Muſik, Jagd, Hazardſpiel und Theater ſind unterſagt. Die erzieheriſche Geſetzgebung William Penns ſcheint mir unendlich edler, in ſich ſelbſt weiſer und in ihren Wirkungen nicht minder bewundernswürdig, als die vielbewunderte des Lykurg. Wer dies bezweifelt oder nicht begreift, müßte Penſylvanien, müßte die entlegenſten Einſamkeiten Amerika's beſuchen. Hier iſt nicht Heuchelei, auf den Schein gemachte Frömmigkeit, verlarvter Stolz, wie bei manchen ähnlichen Sekten in Europa, ſondern Ueberzeugung, die ins Leben durch die That tritt, und durch Erziehung und Gewohnheit Bedürfniß wird.

Es scheint mir, daß die Einfalt, Wahrhaftigkeit, Anspruchlosigkeit und Rechtlichkeit der Gesellschaft der Freunde, auf Denkart und Ton, Gesetzgebung und Verfassung der Amerikaner in den Vereinstaaten einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt habe und noch immer übe. Ueberall bin ich den Spuren ihrer Gesinnungen begegnet. Auch genieſſen sie allgemeine und wohlverdiente Achtung.

Unter ihnen herrscht vollkommene Gleichheit der Rechte; Reichthum und Armuth geben darin keinen Unterschied. Die Häupter ihrer Versammlungen beziehen keine Besoldungen, empfangen keine besondere Ehrenbezeugungen, und finden für ihre Meinungen kein Uebergewicht bei den Andern. Das weibliche Geschlecht hat, wie bei allen andern Kirchenpartheien, dieselbe Stellung, und genieſst derselben Achtung und Ehrfurcht. Die liebenswürdige Bescheidenheit, Einfachheit, häusliche Ordnungsliebe und feine Verständigkeit der Frauenzimmer macht, daß diese auch von den achtbarsten Familien anderer Sekten gesucht werden. — Erfüllt einer von ihnen nicht seine Pflichten gewissenhaft, wird er von einem seiner nächsten Verwandten oder vertrautesten Freunde im Stillen gewarnt; iſt

dies fruchtlos, geschieht es von mehrern Seiten; zeigt sich alle Mühe eitel, ihn zu seinen Pflichten zurückzuführen, wird er aus der Gesellschaft der Freunde ausgeschlossen. Das Alles geschieht ohne Aufsehn im Stillen.

Die Verbesserung der Strafanstalten, die Versittlichung der Verbrecher, die Verhütung des Verarmens und der aus Armuth entspringenden Uebelthaten, die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden, die menschlichere Behandlung der Indianerstämme, die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei hat dieser Kirchpartei mehr, als allen andern in der Christenheit, zu danken. — Wenn man die Genossen derselben auch nicht schon an ihrer äussern, einfachen Tracht erkennen würde, die Männer an ihren breitkrämpigen schwarzen oder weißen Hüten, und schwarzen, braunen, dunkelfarbigen Röcken; die Frauenzimmer an der Abwesenheit aller bloßen Schmucksachen, der Ohrgehänge, Ringe, Armbänder, Federn, Kunstblumen u. s. w. — Trauer um die Todten legen sie nie an — so würde man sie an der strengen Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit im Handel und Wandel erkennen; an ihrer Treue im gegebenen Wort, an der Verschmähung jeder Art Betrugs und Ueberlistung.

Die Stadt Philadelphia hat etwas ungemein Gefälliges im Aeussern. Die Straßen sind geräumig und breit, manche achtzig bis hundert Schuh; alle sauber mit Plattsteinen gepflastert. In der Mitte stehen Hallen, oder zum Marktverkauf bestimmte, überdeckte Plätze, wo die Landleute, die ihre Erzeugnisse bringen, gegen das Wetter geschirmt stehen. Manche dieser Hallen sind über eine Viertelstunde lang. Die Fußgänge an den Seiten sind von Zeltdächern beschattet, viele der Kaufläden und Gewölbe gleichen an Fülle und Schönheit der Verzierung den schönsten in Paris.

Penn selbst hat den Riß zur Stadt der Freunde im Jahr 1682 entworfen. Sie ist wohl eine Wegstunde lang. Es ziehen vierundzwanzig breite, schnurgrade, oft seitwärts mit Fußgängen versehene Straßen neben einander hin, die von zwanzig andern ähnlichen im rechten Winkel durchschnitten sind. Die Häuser haben meistens weißen, gelblichen oder röthlichen Anstrich. Die Begräbnißplätze sind hier noch, wie in allen amerikanischen Städten, bei den Kirchen. Es fehlt nicht an vielen Sehenswürdigkeiten. Ich darf nur an das herrliche Museum erinnern, wo auch das vor einigen Jahren zu Brighton

in Kentuky, ohnweit Cincinnati gefundene Mammuthskelet aufbewahrt wird, das 18 Schuh lange, 11½ Schuh hohe Riesenthier der Vorwelt.

Neben allen schönen Gebäuden der Stadt zeichnen sich immer die Kirchen durch ihre Pracht und Majestät aus. Und ihrer sind nicht wenige. Und alle sind doch nur auf Kosten der verschiedenen Kirchpartheien gebaut. Denn, wie gesagt, hier ist keine herrschende, sogenannte Landesreligion. Der Staat hat den weisen und wohlthätigen, und Religiosität befördernden Grundsatz vollkommener Glaubensfreiheit anerkannt. Er zwingt niemanden zum Kirchenbesuch, und doch sind alle Tempel stets beim öffentlichen Gottesdienst angefüllt, während in Europa die Pfarrer über Verfall der öffentlichen Andacht und die Leerheit der Gotteshäuser häufig jammern. Der Staat gibt kein Geld zum Kirchenbau, besoldet keinen Geistlichen, und doch gibt es kaum ein Land, wo so viel Kirchen sind. Im Jahr 1817 hatte die Stadt Philadelphia bei ohngefähr 100,000 Einwohnern achtundvierzig Kirchen; Boston, damals bei etwa 40,000 Seelen dreiundzwanzig Kirchen; New-York bei damals etwa 120,000 Einw. dreiundfünfzig Kirchen;

New-York, bei damals etwa 120,000 Einw., dreiundfünfzig Kirchen. Und heute ſind überall, nach Maßgabe der geſtiegenen Bevölkerung, auch der Tempel mehr geworden. — Worauf deutet das?

Weil der Staat ohne Unterſchied jeder chriſtlichen Glaubensgenoſſenſchaft gleiches Recht und gleichen Schutz gewährt, hört man auch nichts von den ekelhaften Religionszänkereien, mit denen ſich die Europäer ermüden und quälen. Es herrſcht gegenſeitige Achtung und Schonung. Man ſpricht nicht gern über Glaubensverſchiedenheit. Man iſt ſo verſtändig, zu begreifen, daß man keine fremde Glaubenslehre tadeln und beſchimpfen könne, ohne die eigene dem Tadel und der Beſchimpfung preis zu geben. Noch weniger darf ſich das Kirchliche irgendwo in die Politik mengen, da beide durch die Grundgeſetze des Staates ſo ſcharf und feſt von einander geſchieden ſtehen.

Unter den Sehenswürdigkeiten, die erſt ſeit Kurzem ihr Daſein empfangen haben, zog mich ganz beſonders das Kunſtwerk am Schuylkillſtrom, eine Stunde von Philadelphia, an, durch welches die ganze Stadt mit Waſſer verſehen wird. Auf

dem Wege dahin sah ich eben an einem neuen Zucht- und Besserungshause arbeiten. Ein weiter Platz war dazu geebnet und der ganze, große Raum mit einer mächtigen Mauer umgeben. Man sollte meinen, hier werde an einem Festungswerk gebaut: so schwer und stark ist alles aufgeführt. Das Thor ist eine mächtige Arbeit, und soll mit eisernen Gitterthüren geschlossen werden, die wohl mehr, als eines Mannes Arm vonnöthen haben dürften, um sich in ihren Angeln zu bewegen.

Eine halbe Stunde von da ist am Shuykill die Wassermaschine. Ein Vorbau drängt das Wasser des Flusses vom Ufer ab. Räder von 16 Schuh Durchmesser bewegen eine Pumpe mit doppeltem Stempel, wodurch das Wasser 120 Schuh hoch geboben in ein ungeheures Becken gegossen wird. Die Pumpe liefert binnen vierundzwanzig Stunden bei 500,000 Gallonen Wasser. Sie steht erst seit zwei Jahren. Vorher hatte man eine durch Dampf getriebene, die man aber nun nicht mehr gebraucht.

Durch eine Menge Röhren und Kanäle fließt das Wasser aus dem ersten Behälter nach allen Stadtvierteln, ja fast in jedes Haus, wo man

mit einem angebrachten Hahn so viel abzapft, als man will. In jeder Straße sind mehrere Brunnen, die man, im Fall einer Feuersbrunst, nach Belieben laufen läßt. Man legt nur den Schlauch der Feuerspritze an, die dann zweimal mehr Wasser schleudert, als die sonst übliche.

11.

Der Ausflug nach New-York.

(30. Juli.)

Wie gern hätte ich noch in Philadelphia verweilen mögen! Ich mußte mich immer recht ernsthaft daran erinnern, daß ich nur zum Besuch in Amerika sei und versprochen habe, vor Weihnachten wieder in meiner Heimath zu sein. Wie viel hatte ich noch zu sehen! New-York, der Hauptplatz des nordamerikanischen Handelsverkehrs, ist nur zweiunddreißig Stunden von Philadelphia entlegen. Kleinigkeit! Ich konnte also Abends dort sein.

Um halb sechs Uhr Morgens stieg ich ins Dampfboot, das an Bequemlichkeit und Zier allen frühern nicht wich. Der Reisenden waren ohngefähr

achtzig auf dem Boot; Herren und Frauenzimmer; alle, ohne Ausnahme, sehr sauber und mit Sorgfalt gekleidet, als wären sie nicht zur Reise, sondern zu einem geselligen Vergnügen zusammengekommen. Auch, als man sich um sieben Uhr zum Frühstück setzte, am reich mit allerlei Speisen beladenen Tisch, glich die Reisegesellschaft einer freundlichen Vereinigung eingeladener Gäste.

Wir fuhren den Delaware aufwärts und erblickten nach einer halben Stunde die Schiffswerfte von Philadelphia, auf welcher neun große Fahrzeuge bereit lagen, ins Wasser gelassen zu werden. Die pensylvanische Küste bot uns aller Orten das Schauspiel fleißigen Anbaus dar. Zwischen zerstreuten Wäldchen und lichtstehenden Pappeln lachten uns freundliche Landhäuser an. Nicht so große Mannigfaltigkeit zeigte das zum Staat Jersey gehörige Ufer.

Das Dampfboot lief in einer Stunde zwei Wegstunden stroman. Schon um neun Uhr kamen wir an Burlington vorüber, wo Reisende von uns gingen, andere zu uns kamen. In Bristol, sechs bis sieben Stunden von Philadelphia, stiegen wir ans Land, wo neun

Wagen warteten, um uns weiter zu bringen. Jeder suchte den seinigen nach der Nummer der empfangenen Karte. Der lange Zug unserer zierlichen Reisewagen machte sich sehr artig und rollte, wie durch einen weiten Garten, von Zeit zu Zeit neben hübschen Landhäusern und Bauerhöfen vorüber, die, gut unterhalten, einen behaglichen Wohlstand zu verrathen schienen.

Nach zwei Stunden hielt man in Trenton an, um die Rosse zu erfrischen, was man jedesmal alle zwei Stunden beobachtete. Die Stadt — bekanntlich ist sie die Hauptstadt von Jersey — macht den Augen ein ganz angenehmes Bild. Die Häuser stehen nicht in strenger Regelmäßigkeit, sind aber meistens in gutem Geschmack gebaut. Besonders ist die bedeckte Brücke, welche über die Delaware führt, von besonderer Schönheit.

Zu Princetown, wo die Pferde gewechselt wurden, begegneten uns zehn volle Reisewagen, die von New-York kamen, um das Dampfboot zu erreichen, welches wir verlassen hatten; dagegen wir in Brunswik ein anderes finden sollten, von dem sie herkamen. Immer und immer überraschte mich täglich die Menge der Reisenden. Hier schien mir fast Alles unterwegs zu

sein. Die Gasthöfe hatten der Reisenden oft so viel zu beherbergen, wie etwa in Europa sonst nur große Badeanstalten. Welch ein Verkehr und Leben auf diesen noch vor vierzig bis fünfzig Jahren halböden Küsten!

Auch Princetown schien mir eine sehr artige Stadt. Ich konnte sie nicht näher besichtigen. Noch vor wenigen Jahren war hier aber die berühmteste Hochschule der Vereinstaaten. — Ueber Kingstown gelangten wir endlich nach der Stadt New-Brunswik, anmuthig am Bariton gelegen, über welchen eine 400 Schuh lange Brücke führt, die, wie gewöhnlich, auf den Seiten Fußgänge und in der Mitte zwei Fahrwege hatte.

Die Hitze war sehr stark gewesen. Unsere lange Wagenreihe hatte dicke Staubwolken aufgetrieben, und wir alle, wie wir zum Dampfboot kamen, trugen mehr oder weniger die Spuren dieser Wolken. Allein jetzt erschienen sogleich einige Mulatten und Neger, mit Bürsten, Handtüchern, Wasserbecken, und luden jeden, der ihre Dienste verlangte, in ein Zimmer ein, um sich da wieder entstäuben und schön machen zu lassen. Auch einige Barbierer waren mit ihren Waffen bereit, die Männer zu verjüngen.

Fast alle Reisende unterwarfen sich dieser Purification, die weniger ängstlich, als die spanische unter dem Scheermesser der Apostolischen ist. — In Europa, selbst in England und Holland, kennt man diesen hohen Grad der Reinlichkeitsliebe nicht. Sie ist ein Beweis der gegenseitigen Achtung, welche sich selbst Fremde untereinander im geselligen Leben schuldig sind, und die bei uns oft tölpisch genug vernachlässigt zu werden pflegt. Ich halte mich bei diesem kleinen Umstand gern auf, der selbst im Unbedeutenden auf ein regeres, sittliches Feingefühl hindeutet.

So lange man in der Nähe von New-Brunswik ist, zeigt sich die Landschaft wohlbevölkert in malerischer Abwechselung. Je weiter hin, werden die Ufer flach, und von Ebb' und Fluth verschwemmt, die sich bis Brunswik fühlbar macht. — Links lagerte Perth-Amboy seine niedliche Häuserreihen vor uns auseinander; besonders stellte sich der Sommersitz der Familie Brun von New-York, Brightonhouse, anmuthig dar. Es liegt schloßähnlich auf einer kleinen Anhöhe und schaut von da weit durch die Ebenen. Rechts hatten wir Staaten-Island oder Richmond, welches uns im

Vorüberfluge nichts Ausgezeichnetes in seinen Ländereien darbot, aber gegen New York zu an Bevölkerung reicher zu werden schien. Nachdem wir noch am linken Bariton-Ufer, bei Elisabeth-Town, einige Reisende aufgenommen hatten, fuhren wir gegen sechs Uhr Abends, beim lieblichsten Wetter, in die Bai von New-York ein.

Da stieg plötzlich in der Tiefe des Hintergrundes vor uns eine, ich möchte sagen von tausend Schiffsmasten halbverschleierte Stadt aus den Wellen. Nur die Zinnen der Häuser, die Thürme, die Pappeln-Reihen, welche auf die Richtungen der Straßen deuteten, liessen sich über den Wimpeln wahrnehmen. Wie wir näher rückten, hatten wir die sogenannte Batterie vor uns. Es ist dies ein öffentlicher Lustplatz, von Linden und Pappeln überschattet, deren Zwischenräume am Boden wohlunterhaltenes Rasengrün deckt. Alles wimmelte von Lustwandelnden. Die schöne Welt war im schönsten Sommerschmuck dort versammelt. Am äussersten Ende, ohngefähr hundert Schritte vorwärts in der Bai, hat man ein niedliches, kreisförmiges Pavillon aufgeführt. Es ist zwei Stockwerke hoch; das Dach mit einer Gallerie umgeben.

Man hat von dieſem Belvedere in der That, wie ich nachher ſie ſelbſt genoß, eine wunderliebliche Ausſicht. Ueber dem Bau erhebt ſich ein dreißig Schuh hoher Maſtbaum, mit der Flagge der Vereinſtaaten. Der Hafen von New-York iſt voll ewiger Bewegung. Täglich, ſtündlich laufen Schiffe ein, ſegeln andere ab. Bei dreißig Dampfſchiffe ſchwärmen ab und zu, von den verſchiedenſten Formen und Beſtimmungen. Flüchtige Rauchſäulen, die ſich bald in den Lüften zerſtreuen, ſchweben des Tags über ihnen; Nachts ſind eben ſo viel Feuerſäulen, gleich jenen, die in der Wüſte den Kindern Iſraels leuchteten.

Als wir um ſieben Uhr ans Land traten, boten Weiße, Mulatten und Schwarze ihren Dienſt an, unſer Reiſegepäcke in die Stadt zu tragen; aber nicht mit jener frechen oder plumpen Zudringlichkeit, deren man von Leuten dieſer Klaſſen in Europa gewohnt iſt. Längs dem Quai ſtand eine lange Reihe eleganter Kutſchen und Halbwagen, die wahrlich mit den Fiacren oder Lohnkutſchen von Paris oder Wien wenig Aehnlichkeit, dennoch die nämliche Beſtimmung, hatten. Sie ſind geſchmackvoll geſtaltet, meiſtens gondelförmig. Die Lohnkutſcher, wie alle

Personen aus der arbeitenden Klasse, sind mit vieler Sorgfalt angekleidet, in ihrem Betragen gefällig, zuvorkommend, ohne jenes knechtisch-höfliche Wesen, welches bei uns die Würde des Mannes so oft entweiht.

Ein Sprung vom europäischen Ufer über den Ozean, ans amerikanische, macht, beim schnellen Wechsel der Welttheile, jenen Gegensatz der Sitte und Lebensweise ungemein fühlbar. Andern vielleicht scheint eine Beobachtung dieser Art unbedeutend; mir bedeutsamer aber, als die Beschreibung von Bildergallerien, Kunstkabineten und Bibliotheken, die wir Reisende gern besuchen. Es ist in den amerikanischen Städten durch alle Volksklassen eine gewisse Sittenfeinheit, ein Gefühl für das Anständige und Edle verbreitet, welches nicht aus Tanzmeisterlektionen, sondern aus dem Bewußtsein des eigenen Rechtes und der Achtung für fremdes stammt. Selbst die Einwanderer schleifen nach und nach die rohen Seiten ihres Betragens ab, welches sie von dem Stande oder der Kaste noch mitbrachten, der sie im andern Welttheil eingebürgert waren; das grobe Hochfahren des Adelmanns und Beamten, die stolze Leutseligkeit des Vornehmen gegen den Geringen, die

Rang-Seligkeiten des ſpießbürgeriſchen Kleinſtädters, die unbehilfliche Steifheit des Handwerkers, die unterthänige Kriecherei und patzige Frechheit der Herrendiener. Wo der Menſch als Menſch gilt, iſt ächter Adel — Menſchenadel daheim. Wer Freiheit und Recht hat, wie jeder, ehrt beides gern im Andern, um beides geehrt in ſich zu bewahren.

Ein Mulatte, mit einem Nummerſchild am Rocke, trug mein Gepäck in die Beaver-Street, wo ich bei einer Privatperſon einkehren mußte, der ich ſchon durch einen Freund in Philadelphia empfohlen war. Die Gaſtlichkeit der Familie bedrückte mich faſt. Eine Woche lang mußte ich bei ihr verweilen; dann aber bezog ich den ſchönen Gaſthof Columbian-Houſe.

12.

Von New-York.

(30. Juli bis 14. Auguſt.)

Vor etwa 200 Jahren ſchickten die Holländer Anſiedler hieher, die bauten am Zuſammenfluß des Hudſon- und Oſtfluſſes am Meere, auf der äuſſerſten Morgenſeite der Inſel Manhattan, ihre Niederlaſſung New-Amſterdam; ſpäter

empfing die Pflanzstätte den Namen New-Stockholm; und seit sie in Besitz der Engländer kam, hieß sie New-York. Die Insel ist etwa vier Wegstunden lang und eine halbe breit. Jetzt steht hier eine reiche blühende Stadt von 130,000 Einwohnern, die nach allen Welttheilen Handel treibt, für Wissenschaften und Künste mehr Anstalten, Gesellschaften, Sammlungen, Bibliotheken u. s. w. hat, als der Mehrtheil königlicher Hauptstädte in andern Welttheilen, und daneben eine ausserordentliche Menge Fabriken in thätiger Bewegung steht.

Von der Batterie, deren ich schon erwähnte, hat man die Aussicht auf mehrere Inseln. Die größten sind Richmond oder Staaten-Island rechts und Long-Island links. Governor-Ellis und Gill-Island, worauf Vesten zur Vertheidigung der Bai angelegt sind, haben geringen Umfang. — In der Ferne, doch etwa nur einer Stunde, sieht man die Stadt Jersey, Hauptort vom Staate dieses Namens; noch eine schwedische Gründung. Die Höhen alle herum sind da mit Windmühlen bepflanzt, die ihre luftigen Flügel rührig herumtreiben.

Das Innere von New-York hat keinen so regelmäßigen Straßenbau, als Philadelphia.

Die bald breiten, bald engen Kreuz- und Quer-Gaſſen europäern ein wenig. Doch eine Straße, wie der Broadway zu New-York, von ſolcher Breite, eine volle Stunde Wegs lang, die Fußgänge an den Seiten mit Pappelbäumen eingefaßt, links und rechts ſchöne Gebäude, prachtvolle und reiche Kaufmannsgewölbe — findet man in Europa nicht leicht. Das ſchönſte Gebäu aber ſteht in der Mitte des Broadway, ganz von weißem Marmor, in großen, rieſenhaften Parthien. Es iſt das Rathhaus. Davor liegt ein öffentlicher Luſtplatz, mit Geländern eingefaßt. Er heißt der Park, iſt aber nur ein weitläuftiger, mit Gängen durchſchnittener und von einigen Bäumen leichtbeſchatteter Raſenplatz. Verſchiedene Häuſer haben Ebendächer und Balkone, die an lieblichen Sommerabenden gern benutzt werden, um der Ausſicht auf den Hafen zu genieſſen, der drei Viertel der ganzen Stadt begrenzt, und wohl der größte der Vereinſtaaten iſt. Ueberhaupt liegt New-York in einer äuſſerſt anmuthigen Landſchaft.

Man ſieht hier nur wenige Neger, und die man ſieht, ſind frei. Zahlreicher werden ſie in den ſüdlichern Staaten gefunden, und wiewohl

man ſie auch dort ſchon ſehr menſchlich behandelt, rückt doch ſchon der bloße Gedanke an ihr Sklaventhum dieſe Unglücklichen zur dienſtbaren Thierklaſſe nieder. Dieſer Stand der Neger iſt noch ein Nachlaß, eine Hefe von der Herrſchaft der chriſtlichen Europäer. Ach, man ſollte ſich doch bei uns zu Lande nicht brüſten mit Ziviliſation und Chriſtenthum, ſollte nicht die Grauſamkeit der Araber, Türken, Mauren, nicht die Barbareien des Orients ſtolz verdammen, ſo lange man noch nicht auf europäiſchen Schiffen den verruchten Menſchenhandel abgethan hat! — In den Vereinſtaaten iſt jetzt wahrer Wetteifer, das Loos der Schwarzen zu verbeſſern, ihnen allmälig die volle Freiheit zu geben und ſie zu vermenſchlichen. Man weiß, die erſten wurden im Jahr 1503 in die neue Welt aus Afrika hinübergeſchleppt. Jahrhunderte lang wurden dieſe beklagenswürdigen Mitmenſchen wie Hausthiere behandelt; oft ſchlechter. Wie lange wird es dauern, ehe die moraliſchen Narben der Sklavenkette ganz verwachſen ſind?

Die in Amerika gebornen Neger ſind weniger ſchwarz, als die, welche unmittelbar aus Afrika kommen. Man behauptete mir, das Schwarz

vermindere sich von Geschlechtsfolge zu Geschlechtsfolge.

Es ist möglich. Denn auch die Europäer in Amerika scheinen mir mit den Jahrhunderten ihre Farbe allmälig zu ändern. Ich glaubte ziemlich gut eingeborne Amerikaner von neuen Ansiedlern schon an Farbe, Bau und im ganzen Wesen unterscheiden zu können. Sie sind im Allgemeinen wohl geformt. Selten erblickt man einen Mißwuchs, wie man wohl in Europa oft genug sieht. Aber die Farbe ihres Gesichts hat nicht das Leben und die Frische, wie bei uns; die Stadtbewohner haben eine, ich möchte sagen kränklichblasse Haut; die Landbewohner sind freilich brauner, ohne darum frischer und farbiger zu sein. Die Gesichter sind gewöhnlich mehr länglich, als rund; und die Züge derselben, die meistens zusammengesetzter, als bei uns, sind, verrathen so wenig, als das übrige Aeussere der Gestalt, Gewerb und Beruf, die man in Europa so leicht bei den verschiedenen Volksklassen unterscheiden kann.

Eine zuvorkommende, edle Gastfreundlichkeit ist wohl die herrschendste Tugend unter den Amerikanern. Sie sind im Umgange gefällig,

fein und offen. Man muß sie nicht nach dem rohen, leidenschaftlichen Ton ihrer zahllosen Zeitungen beurtheilen. Da treibt der politische Parteigeist sein freies und derbes Spiel. Aber das schadet niemandem; denn man kennt das Geklätsch und Treiben der Publizisten, und weiß, daß die, welche die zarten Verfädelungen der Diplomatik und Politik auseinanderschlichten wollen, dazu gern die gröbsten Finger gebrauchen.

Diese Sonderbarkeit dort ist, wie bei unsern europäischen Gelehrten, einheimisch. Bei uns zwar nicht überall in der Politik, aber doch in andern Fächern. Welche Klasse von Schriftstellern pudelt sich ungezogener und ungeschliffener vor dem Publikum herum, als die der Jugenderzieher, der Pädagogen und Philologen? Wer zeigt weniger die Wirkungen der Humanität, als die Klasse derer, die Humaniora treiben? Wer handelt wüthender und unchristlicher wider fremde Meinungen, als die Lehrer der Religion der Liebe? Wer schreibt besser über Landwirthschaft, als wer dadurch ökonomisch zu Grunde ging? Wer hat unphilosophischern Stolz, als die Philosophen?

13.

Der Besuch beim Oheim.

Zwölf Stunden von New-York, am linken Hudson-Ufer, wohnte ein Oheim von mir, der sich schon vor vielen Jahren dort niedergelassen hatte. Ich nahm mir vor, ihn zu besuchen, und bestieg ein Fahrzeug von der Größe unserer größten Schiffe auf Seen und Flüssen, mit zwei Segeln, das heißt, einen Sloop. Dies Fahrzeug hatte ein Verdeck, wie andere Schiffe, und eine niedliche Cajüte. Meine Reisegefährten waren meistens Weiber und Mädchen, die zur Stadt gekommen waren, einzukaufen oder zu verkaufen. Obgleich in Amerika geboren, sprachen sie doch noch das Holländische, ihre Stamm-Landessprache, untereinander. Mehrere rauchten Tabak aus kurzen, irdenen Pfeifen. Das wunderliche Schauspiel dieser Schmaucherinnen, und der ernsthaften, nachdenklichen Geberden, die sie dazu machten, fing an mich zu belustigen.

Ein Landmann erklärte mir, das sei so Brauch bei den Holländerinnen; indessen bei den Mädchen käme jetzt das Rauchen ganz ab. Gegen Abend langten die Weiber ihre Körbe

vor mit Speisevorrath gefüllt, und machten Thee. Eine der Frauen trank ihre Tasse voll aus, füllte sie dann wieder und bot sie mir. Ich mußte annehmen. Jede der Andern reichte mir nun noch von ihrem Vorrath, eingemachte Pfirsiche, Brödchen, Honig, Butter, Käse.

Nun gings ans Fragen: „Ißt man bei Euch in Europa auch dergleichen? Wie sind dort die Weiber? Ist das, was Ihr tragt, bei Euch Landestracht? Sehen die Männer alle so munter bei Euch aus? Wie kleiden sich die Frauen?“ — Eine sagte: „Ihr seid ein kräftiger, starker Mann, und werdet ein guter Landbauer werden.“ Nach dieser Bemerkung über mein Körperliches rückte sie stockend mit der zarttastenden Neugier aus: ob ich verheirathet sei? — Als ich mit Nein antwortete, war sie ausser sich vor Erstaunen; „Was?“ rief sie lebhaft: „Muß man denn bei Euch so spät heirathen?“

Wir kamen spät nach Tapan. Der Oheim wohnte noch eine Stunde Wegs weiter. Ein hablicher Landmann, der desselben Wegs fuhr, erbot sich, mich in seinem Wagen mit dahin zu nehmen. Ich setzte mich in seinen „Gig“, den zwei brave Rosse zogen, und ein schwarzer

Diener führte. — Unterwegs gaukelten die Flämmlein unzähliger Irrwische zu allen Seiten, über vermuthlich sumpfigen Wiesen, als wollten sie mit den Gestirnen des Himmels über sich wetteifern.

Der Oheim war sehr überrascht, plötzlich einen europäischen Neffen um Mitternacht erscheinen zu sehen. Er erquickte diesen indessen gastfreundlich mit Speis' und Trank und gutem Nachtlager und sparte die Fragen einer verzeihlichen Neugier dem folgenden Tage auf.

Der Aufenthalt hier war für mich, wenn gleich kurz, doch belehrend, und, einen Unfall abgerechnet, angenehm. Ich wurde in die Bekanntschaft aller Nachbarn eingeführt; auch in die Familie dessen, der mich von Tayan hierher gebracht hatte. Als wir diesem einen Besuch machen wollten, gab man mir ein Reitpferd. Ich hatte es aber kaum bestiegen, gebehrdete es sich so wild, schlug aus, bäumte sich, daß ich zehn Schritte weit aus dem Sattel flog und drei Stunden ohne Besinnung, doch ohne weitern Schaden, blieb, als daß ich einige Tage lang Rippenschmerz fühlte. Ich machte nun meine Besuche zu Fuß.

Als ich zu meinem obenerwähnten nächtlichen Fuhrmann kam, stellte er mir seine Frau, seine Mutter und seine Großmutter und seine Urgroßmutter vor. Letztere mochte etwa hundert Jahre alt sein, und sprach, als geborne Holländerin, nur holländisch. Vater und Sohn waren in dieser Familie die einzigen männlichen Geschlechts. Bei Tische setzten sich die beiden alten Frauen. Die beiden jüngern standen hinter den Stühlen ihrer Mütter, um sie zu bedienen. Das feinste Tischzeug von schneeweißem Linnen und glänzendes Silbergeschirr deckte die Tafel.

Ich fühlte mich in dieser patriarchalischen Familie sehr glücklich. Der größte Theil des Tages verfloß unter Gesprächen über den Unterschied der alten und neuen Welt.

Es wird gewöhnlich den Amerikanern schwer zu fassen, daß wir Europäer das Vernünftige, Naturgemäße und Volksbeglückende ihrer Verfassungen, Gesetze und Einrichtungen anerkennen, und doch bei uns an das Beengende und Zwängende des oft zweckwidrigen, verderblichen Herkommens und Erbes aus den Zeiten mittelalterischer Barbarei festhalten. Europa, wenn es sich plötzlich der alten Einrichtungen und

Gewohnheiten entledigen wollte, würde in ein hundertjähriges, namenloses Elend versinken und sich doch nicht der tausendjährigen Banden ganz entstricken können. Eine allgemeine, gewaltsame Umgestaltung der Verfassungen, Gesetze und Sitten würde eine allgemeine, gewaltsame Verheerung alles öffentlichen und häuslichen Glücks, eine Hemmung des ruhigen Fortschreitens zur Vollendung, ja eine Verwilderung der Sitten und Lebensansichten werden, und doch zuletzt, nach Erschöpfung aller Kräfte, von zweifelhaftem Ausgang sein. Wer kennt die Wege der Leidenschaften? — Sie lassen sich nicht vorher berechnen, gleich den Wegen der Vernunft.

Nordamerika dankt seine Vorzüge der gesellschaftlichen Ordnung eigentlich keiner Revolution. Die sogenannte amerikanische Revolution war ein Kampf für Unabhängigkeit gegen drückende Ministerialwillkühren, Regierungsunbesonnenheiten und Handelsdespotismus, und half nachher zur Gestaltung des Bessern als erleichterndes Mittel. Amerika dankt jene Vorzüge der Eigenthümlichkeit seines Werdens. Hier schuf kein altes Volk sich einen neuen Staat; nein, hier entsprang in weiten, fruchtbaren Einsam-

keiten ein neues Volk, das ſich den Staat und die Geſetzgebung, bereichert mit den Gedanken der Weiſen des achtzehnten Jahrhunderts und aller Jahrhunderte, getrieben vom tiefgefühlten Bedürfniß des Zeitalters, unbeengt durch beſtehende poſitive Rechte Anderer, nach Einſichten und Umſtänden beliebig bilden konnte. Es würde vielmehr ein ewiger Schimpf für den Verſtand der Amerikaner geblieben ſein, wenn ſie ohne alle Noth das bei ſich aufgenommen hätten, was ſie bei alten Völkern Verwerfliches gefunden.

Nun iſt es zwar richtig, daß unter den gebildeten Nationen Europens die Erkenntniß und das Bedürfniß deſſen, was und wie es ſein ſollte, im Widerſpruch ſteht mit dem, was wirklich vorhanden iſt und gilt. Dieſer Widerſpruch erregt Mißmuth und Kampf. Aber das ſcheint mir eben der richtige, naturgemäße Gang der Menſchheit zu ihrer Veredelung. Vernunft und Leidenſchaft begegnen ſich feindſelig. Im Streit um Verbeſſerungen der bürgerlichen Geſellſchaft mag die Partei derer, die aus Unwiſſenheit, oder Schüchternheit, oder Eigennutz das Schlechtere feſthalten, durch Macht, Reichthum, Stellung und Volksvorurtheil die überwiegende ſein; aber ſie wird unmerklich geſchwächt und

beſiegt, weil ſie, eben durch ihren Kampf, wider Willen, die Erkenntniß des Beſſern ausbreiten hilft. So ſchreitet die europäiſche Menſchheit allmälig zum Beſſern vor, ohne es zu ahnen. Hundert Wahrheiten, ſonſt als Ketzereien verdammt, ſind jetzt Alltagsgedanken der Prieſter und Edelleute, und ſie ſelbſt erſtaunen über die Verkehrtheit und Unmenſchlichkeit der Alten, die das Gegentheil behaupten konnten.

14.

Die Geſandtſchaft der Indianer.

Da ich nach Newyork zurückgekehrt war, hatte ſich unterdeſſen in dieſer Stadt die Geſandtſchaft von ſechs indianiſchen Stämmen eingefunden, die an den Quellen des Miſſiſippi und an den Weſtküſten Amerika's wohnen. Die Geſandtſchaft beſtand aus vierundzwanzig Häuptern der Stämme, nebſt vier Weibern und zwei kleinen Kindern. Sie waren, nur um bis zur Vereinigung des Ohio mit dem Miſſiſippi zu gelangen, ſechs Monate unterwegs geweſen. Dort hatte man ſie in Dampfboote aufgenommen und wieder ſtromaufwärts bis Pittsburg geführt. Von Pittsburg waren ſie in Wagen

nach Washington gebracht, wo sie vom Präsidenten der Vereinstaaten mit Auszeichnung empfangen wurden. Mit Hilfe von vier Dollmetschern, die unter ihnen gewohnt hatten, ward mit ihnen ein Bundesvertrag abgeschlossen. Um ihnen eine Vorstellung von höherer Landesgesittung zu geben, ließ der Präsident diese Männer der Wildniß, begleitet von zwei Gliedern der Regierung, durch die vornehmsten Städte des Landes reisen. Sie kamen durch Baltimore und Philadelphia nach Newyork.

Hier gab man ihnen auf der Batterie ein Fest. An Wein, Branntewein und Leckereien durft' es nicht fehlen. Eine ausgewählte Musik spielte den ganzen Abend. Ein Feuerwerk beschloß das Tagwerk.

Ich begegnete ihnen unter einem Haufen Neugieriger beim Eintritt des Lustgangs der Batterie. In demselben Augenblick ließen sich die ersten Töne der Musik hören. Auf der Stelle erhoben diese Gesandten ihrerseits einen Fest- oder Kriegsgesang, mit solcher Macht, daß sie fast den Odem darüber verloren. Sie begannen und endeten ihr Geheul immer mit einem Laut, der wie Hu! oder Kohu! klang, daß den Hörern in der Nähe davon die Ohren

gelten. Der Geſang ſelbſt hatte eine Art Melodie. In verſchiedenen Zeiträumen fuhren ſich die Sänger dabei, und alle zugleich, mit der Hand über den Mund. Ihr Gebrüll hatte etwas Furchtbares. Dabei waren ihre Geberden und Leibesbewegungen mit den Streitäxten in den Fäuſten, ſo drohend und ſchrecklich, daß Jeder, der dieſe ihre Artigkeiten zum erſten Mal ſah, jeden Augenblick fürchtete, die Erde mit Blut und verſtümmelten Menſchen bedeckt zu ſehen.

Um einen Schelling erhielt ich Erlaubniß, in die Batterie einzutreten. Da war ein runder Tiſch, rings mit Stühlen, für ſie bereitet. Vier bis fünfhundert neugieriger Zuſchauer bildeten einen Kreis.

Als ſich die Wilden geſetzt hatten, war ihr erſtes Geſchäft, die brennenden Kerzen auszulöſchen. Man bat ſie, es nicht zu thun; reichte ihnen gefüllte Gläſer zum Trinken, und bot nun dem Oberſten der Geſandtſchaft eine von den Schüſſeln dar, ſich ſelber davon zu bedienen. Er legte den Schurz, den er um die Hüften trug, über die Kniee auseinander, leerte die Schüſſel darein aus und gab ſie wieder zurück. Von nun an hütete man ſich wohl, Jedem die gefüllte Schüſſel darzubieten, ſondern gab jedem

Einzelnen seinen Theil davon. Die Gäste hörten essend immer der Musik aufmerksam zu. Als nach dem Schluß derselben alle Zuschauer freudig mit den Händen Beifall klatschten, wurden die Indianer gleich beim ersten Klatschen unruhig, sahen sich unter einander an und fuhren mit den Fäusten nach den Streitäxten. Ihre Furcht verlor sich, als die Musik wieder begann; und da sie schloß, erhoben sie zum Zeichen ihrer Zufriedenheit ein gar entsetzliches Geschrei.

Man ließ endlich das Feuerwerk aufsteigen, was ihnen eine angenehme Verwunderung zu erregen schien, und um acht Uhr zogen sie sich zurück. Beim Heimgehen war ich dem Zuge dieser Gesandten sehr nahe gekommen. Einer dieser Naturmenschen, neben welchem ich zufällig ging, betrachtete mich seitwärts so neugierig, wie ich ihn. Ich bot ihm lächelnd die Hand dar; er schüttelte sie mir treuherzig. Sein Haupthaar war, wie meistens auch bei den übrigen, zur Hälfte weggeschoren, und der Schopfbüschel mit buntfarbigen Federn ausgeschmückt; andere trugen die Haare lang, bis auf die Achseln niederfallend; in der Nase Metallringe; die Arme und den ganzen Oberleib unbedeckt,

eben ſo die Beine. Einigen hing ein Wildthierfell von der Schulter herab.

Es waren wohlgebaute, ſtarkgemuskelte Leute, ungefähr ſechs Schuh groß, von ſchmutzig rother Hautfarbe, die durch das Beſchmieren mit Fett und rother Erdfarbe noch ſchmutziger geworden war. Einige von ihnen hatten Tatowirungen. Ihr Gang war ganz eigen. Es kam mir vor, als hätten ſie ihn bei den Wanderungen auf dem Boden ihrer Urwälder zur Gewohnheit angenommen. Stets haben ſie die Augen vor ſich nieder auf die Erde geheftet; ſo gehen ſie, ohne rechts noch links umherzuſchauen. Die Weiber, etwas kleiner und in Felle gehüllt, ſchienen ſehr furchtſam zu ſein. In der ihnen angewieſenen Wohnung wollten ſie ſich nie von einander trennen laſſen. Sie ſchliefen alle beiſammen.

Sie ſind nachher mit Dampfſchiffen auf dem Hudſonfluß und über die großen Seen in ihre Heimath zurückgekehrt. Als zu Albany eins ihrer Häupter ſtarb, legten ſie ſeinen Leichnam in einen doppelten Kaſten und nahmen ihn mit ſich.

Die amerikaniſchen Zeitungen enthielten die Namen dieſer Geſandten, mit der Ueberſetzung.

Ich füge sie hier bei. Sie sind alle bezeichnend: Ganzgift, Wind, hockender Adler, Fuchswach, Wolkenaufgang, Matt-Auge, Sperling im Gehen jagend, Löffel, Büffel, fliegendes Täubchen, Bär brüllend daß Felsen zittern, weißnasiger Fuchs, Fuchssprung linksum, geduckter Fuchs, Sonne, Weißnebel, krausgeschwänzter Fuchs, Starkläufer, Donnerschnell.

Leider mußte ich mich stets daran erinnern, daß ich nur zum Besuch in Amerika sei. Ich hatte noch so viel zu sehen und genoß so angenehme Tage. Ich war durch Empfehlung in eins der ersten Häuser in Newyork eingeführt. Das Haupt der Familie, der Vater, wohnte auf einem Landgut am Ufer des Bariton. Ich ward auch dort mit großem Wohlwollen aufgenommen. Der alte Herr führte mich unter andern in seine Bibliothek und rollte da einen Haufen Pergamente und Karten auf, um mir Titel und Umfang seiner gesammten Länderbesitzungen zu zeigen. Demzufolge besaß er einen ungeheuern Flächenraum Landes, der zusammen beinah soviel an Größe betrug, als etwa ein kleines deutsches Königreich. Er bat mich, wenn ich durch Virginien käme, einige seiner Besitzungen zu besuchen und besonders ihm Schweizer zum Anbau zu verschaffen.

Sein weitläuftiges Wohngebäu auf dem Landgut, eine Viertelſtunde von der Amboy-Bay, zählt achtzig Gemächer und beherrſcht eine der reizendſten Ausſichten. Zwei ſeiner Söhne führen in Newyork eine der erſten Großhandlungen. Sie beſitzen zwei Züge Schiffe, von denen der eine regelmäßig nach Livorno, der andere nach Oſtindien die Fahrt macht. Ein dritter Sohn hat ſich der Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden gewidmet und iſt ſchon ſeit vielen Jahren Miſſionär. Er verſchmäht den bequemen Genuß eines großen Reichthums und duldet mit apoſtoliſchem Muthe die größten Entbehrungen, um durch die unwirthbaren Einöden der Wilden die Saat chriſtlicher Geſittung auszuſtreuen.

15.

Die Fahrt nach Albany und Saratoga.

(14. bis 16. Aug.)

Kein Monarch Europens kann ſich rühmen, einen glänzendern und größern Triumphzug gefeiert zu haben, von den Völkern mit höhern Ehren begrüßt worden zu ſein — ſelbſt Napoleon nicht, wenn er die bezwungene Welt durchreiſete —, als General Lafayette, der

Mitstifter amerikanischer Unabhängigkeit, da er das Vaterland seines Ruhmes zum letzten Male sah.

Ungeboten, ja unaufgefordert rüstete sich Alles, den edeln und geliebten Gast zu empfangen. Arm und Reich ward für ihn thätig. Die ganze Nation wollte ihn empfangen, ihn sehen, ihn segnen. Was sind daneben die kalten Feierlichkeiten, mit welchen prunkliebenden Großen der andern Welttheile, unter steten Einmischungen der Polizei, geschmeichelt und gehuldigt werden muß! Wie der greise Lafayette diese Reihe von rührenden Auftritten und geräusch- und prachtvollen Festen ohne Zerstörung seiner Gesundheit ertragen konnte, bleibt mir noch immer unbegreiflich.

Und dieser große Edelmann, als er wieder in sein Geburts- und Vaterland Frankreich zurückkehrte, wo er der Gegenstand des Hasses oder Widerwillens des Hofes, der Minister, der Großen und ihrer Diener und Beamten war — wie anders mußte ihm da Alles erscheinen! Ein Welttheil bringt ihm Verwünschungen für dieselben Gesinnungen, derentwillen ihm ein anderer dankbar den unsterblichen Lorbeer reichte. Die Nachwelt wird strenges Gericht über die Menschen unserer Tage halten.

Gern wäre ich Zeuge von Lafayettens Empfang in Newyork gewesen, wo schon große Zubereitungen veranstaltet wurden. Da sich seine Ankunft aber von Tag zu Tag verzögerte, wollte ich nicht länger verweilen und bestieg ein Dampfschiff, welches nach Albany ging.

Täglich fahren drei Dampfboote von Newyork dahin, die auf dem Hudson binnen achtzehn bis vierundzwanzig Stunden die fünfzig Wegstunden lange Strecke bis Albany zurücklegen. Diese Boote, welche zu den größten der Vereinstaaten gehören, gehen nicht über Albany hinaus, sondern werden von minder großen abgelöset, die dann den Hudson hinauf durch den Georgs- und Champlansee auf dem Lorenzenstrom nach Canada gehen. Der Hudson, oder Northriver, wie er auch heißt, und bei Newyork, wo er sich ins Meer ausmündet, drei Viertelstunden, bei Albany beinahe noch eine kleine halbe Stunde breit ist, bildet sich eigentlich in seiner Größe erst durch die einfallenden Gewässer des Sacondaga und Mohawk. Seine Ufer sind an einigen Orten sehr schroff, von weißgrauen Kalkfelsen, mit Tannen und Eichen besäumt. Von Zeit zu Zeit erscheinen artige Landhäuser, Bauerhöfe und kleine Ortschaften auf fruchtbarem Gefilde.

Weil ich Anfangs auf dem Verdeck geblieben war, hatte ich nicht bemerkt, wie große Gesellschaft sich mit mir auf dem Boote befand. Es waren hundert und achtzig Reisende; Frauenzimmer und Herren hatten ihre besondern Sälle; wer mit jenen speisen wollte, mußte, mit Angabe seines Namens, beim Kapitain um Erlaubniß bitten. Er führte mich also in seinen Saal. Man setzte sich in bunter Reihe an zwei lange Tafeln zum Frühstück, welches mit ausgewählten Blatten versorgt war. Auch hier schien wenigen eine vom Zufall zusammengeführte Reisegesellschaft, als eine Versammlung eingeladener Gäste beisammen zu seyn; so sorgfältig und anständig war der Anzug Aller, so gesellig, fein und ungebunden war die gegenseitige Unterhaltung.

Wir kamen am Städtchen Orange-Town, dreizehn Stunden von Newyork, dann fünf Stunden weiter bei West-Point vorbei, wo das vorzüglichste Kollegium für die Jugend der Vereinstaaten ist. Unter den hiesigen Zöglingen befinden sich auch zweihundert und fünfzig, meistens Söhne von Wittwen, aber von Militärpersonen, die den letzten Krieg mitgemacht hatten. Sie werden hier für den Land- und

Seedienst der Vereinstaaten auf öffentliche Kosten erzogen.

Der Hudson wimmelt von Sloops und Fahrzeugen, die sich nur mit dem Winde, oder der Fluth und Ebbe fortbewegen, welche noch über dreißig Stunden von der Flußmündung spürbar ist. Man sagte mir, es wären täglich wohl bei zweitausend solcher Sloops auf dem Hudson thätig.

Die drei größten Dampfboote dieses Flusses waren damals der Chancellor Levington von achtzig Pferdestärken, und geräumig genug, um fünfhundert Reisende bequem zu halten; der Richmond zu siebenzig Pferdestärken, für vierhundert Reisende; und der Kent von sechszig Pferdestärken, der dreihundert Reisende aufnehmen konnte. Alle diese Fahrzeuge sind in verschiedene Gemächer getheilt. Das schönste derselben ist für die Frauenzimmer, und zwar als ihr ausschließlich eigenes, bestimmt; das nachschönste ist für sie und für die jungen Männer, denen der Kapitän Zutritt gestattet. Zwei andere, größere Säle sind einzig für Männer. Alle diese Zimmer sind, wie auf andern Schiffen, seitwärts mit Betten versehen, von denen stets eins über ein anderes angebracht und mit Um-

hängen, einen auswärts gehenden Bogen bildend, verdeckt sind.

In der Schiffsmitte und zur Seite befinden sich noch kleine Gemächer zu besonderm Zweck, z. B. ein Badstübchen, ein Lesezimmer mit den Werken amerikanischer und britischer Schriftsteller; die Küchen, die Gemächer der Schiffsmannschaft, der Mechaniker, Matrosen, Köche, Mägde und Bedienten, deren zusammen etwa zwanzig Personen sind.

Des Nachts verbreiten grosse Hängeleuchter die möglichste Heiterkeit rings ums Schiff und warnen die Sloops schon von Weitem, auszuweichen. — Die Seitenräder haben zweiunddreißig Schuh im Durchmesser, und geben dem Schiffe die Geschwindigkeit, binnen einer Stunde Zeit stromauf zwei Wegstunden, und stromab drei Wegstunden zurückzulegen.

Das Ausschiffen und Aufnehmen von Reisenden unterwegs raubt wenig Zeit. Die Schiffsglocke ruft an. Ein am Aussenbord hangender Nachen, groß genug, acht Personen zu fassen, wird schnell ins Wasser gelassen. Die Reisenden steigen bequem auf einer eisernen Geländerstiege vom Schiff ein. Zwei Ruderer bringen den Nachen schnell ans Ufer, während der Matrose

am Steuer hinten ein Seil, das am Dampfboot befestigt ist, allmälig abrollen läßt. Aus- und Einladen des Nachens am Ufer ist Sache weniger Minuten. Der Pilot gibt dem Dampfschiff ein Zeichen; sogleich setzt sich dort durch den Mechanismus ein Zylinder in Bewegung, der das Seil des Nachens aufrollt und diesen an sich zieht.

Es war an einem schönen Sonntagsmorgen um fünf Uhr (15. Aug.), als wir vor dem Städtchen Hudson ankangten. Es stellt sich dem Auge gar freundlich dar. Es mag drei- bis viertausend Einwohner haben. Von Zeit zu Zeit tönten den ganzen Vormittag die Kirchenglocken über die Landschaft, welche die Bewohner der umherliegenden Höfe zur Andacht riefen. Um eilf Uhr Morgens kamen wir endlich zu Albany an.

Diese Stadt zählt jetzt vierzehntausend Bewohner und ist ganz in Art und Weise der übrigen neuen Städte Amerika's gebaut. Albany's Handelsverkehr ist sehr bedeutend, weil sich hier der Stapelplatz aller Erzeugnisse vom Norden des Newyorker Staates bis Canada befindet, besonders seit dem Bau des herrlichen Kanals, der vom Hudson bei Albany bis zum Erie-See läuft.

Dies Meisterstück der Kunst und des amerikanischen Gemeingeistes verdient gekannt zu sein. Man denke sich, daß dieser Kanal hundert und zehn Stunden lang ist; daß man über demselben fünfhundert und sechsundfünfzig hölzerne Brücken zählt, und siebenundvierzig Schleusen, jede sieben Schuh höher (denn dies ist der Fall vom Eriesee bis zum Hudsonufer); man denke sich, daß mehrere Leitungen angebracht sind, die das Wasser über Sümpfe und kleine Seen führen (die größte bei Rochester, mehr denn sechsundsechszig Stunden von Albany, ganz von Stein, mit einer Seitenstraße für die Rosse, um die Schiffe zu ziehen) — man denke sich diesen großen, festen Bau des Ganzen, und dann — daß das Alles in Zeit von zwei Jahren vollendet ward.

Ich verweilte in Albany nicht lange; begnügte mich mit einer Besichtigung des Innern der Stadt, nahm einen Reisewagen, übernachtete in Skenestady und befand mich andern Morgens in den berühmten Bädern von Saratoga.

16.

Saratoga's Heilquellen. Utica.

(16. bis 19 Aug.)

Ein junger, gebildeter, sehr unterrichteter Quaker war mein Reisegefährte bis hierher gewesen. Wir gewannen einander lieb und blieben in Saratoga beständig beisammen. Alle Religionen und alle Kirchpartheien haben ihren heiligen Grund und sind wahrlich in ihrem Wesentlichen und Göttlichen nicht so sehr von einander verschieden, als die Menschen in denselben, welche aus Religion und Kirche Werkzeuge ihrer Selbstsucht, ihres Hochmuths, ihrer Mißsüchtigkeit machen und die dummgläubige Unwissenheit Anderer fanatisiren und leiten.

Die Umgegenden von Saratoga schienen mir gar wild. Die Stadt selbst besteht nur aus einer einzigen, sehr breiten aber noch ungepflasterten Straße. Baumstöcke, die hin und wieder mit Wurzelstöcken über einander liegen, deuten an, vor wie weniger Zeit noch der Platz, wo der Ort aufgebaut ist, ein finsterer Wald gewesen, den die Bären bewohnten, die auch jetzt noch oft in der Nachbarschaft sichtbar sind.

Jäger entdeckten vor etwa zehn Jahren zuerst hier die Mineralquellen. Erst seit vier Jahren

baute man die prächtigen, pallastartigen Gasthäuser auf, deren nun schon zehn vorhanden sind. Das vornehmste derselben ist ohne Zweifel Congreß-Hall; dann folgen Union-Hall, United-States-Hall und der Pavillon. Die Anzahl der Kurgäste, welche sich bei meiner Ankunft hier befand, betrug 1230 Personen, Leute aus allen Staaten des Vereins und Südamerika's, auch einige Europäer.

Der Heilquellen sollen um Saratoga bei zwanzig sein. Begleitet von meinem Freunde, dem Quäker, besucht' ich und kostete ich mehrere. Man bemerkte uns jedesmal, bei welcher die Kur begonnen, bei welcher sie beendet werden müsse. Einige lauwarme Quellen hatten den Geschmack von denen zu Baden im Kanton Aargau; andere glichen dem Selterserwasser; die Quelle von Balston, zwei Stunden von Saratoga, hatte die größte Aehnlichkeit mit der vom Schwarzbrünnli bei Gurnigel im Kanton Bern.

Nur wenige Gäste baden; die meisten begnügen sich mit Trinken des Wassers. Des Morgens sieht man in dieser werdenden Stadt Alles von Gehenden und Kommenden belebt. An jeder Quelle stehen ein paar Kinder, die mit

einem Stabe, an deſſen Ende drei Gläſer in eiſernen Reifen oder Käfigen hängen, das Waſſer ſchöpfen und den ſie umringenden Trinkern bieten.

Unter den Trinkern befand ſich auch der ehemalige König von Spanien, Joſeph Bonaparte. Er ſcheint ſich als freier harmloſer Bewohner eines Freiſtaats weit glücklicher zu fühlen, denn vor Zeiten im königlichen Glanz. Er, von etwas mehr als mittlerer Stärke, hat ein volles, ausdrucksreiches Geſicht und angenehmere, freundlichere Züge, als ſein Bruder, der große Napoleon.

Noch iſt in Saratoga nur Alles erſte, rohe Anlage; Sorge für das dringendſte Bedürfniß. Noch fehlt es ſelbſt an Luſtgängen für die Gäſte. Die Umgegend hat indeſſen viel Anmuth, obgleich ſie von Wäldern und kleinen Hügeln umringt iſt. Auf einem dieſer Hügel, nicht weit vom Orte, hat man eine Ausſicht bis zum St. Georgenſee.

Dennoch fehlt es in dieſer Gegend, wo ſonſt die Wilden, vom Stamm der Irokeſen, hauſeten, wo man in den nahen Waldungen noch die Ueberbleibſel ihrer zahlreichen Befeſtigungen, ihrer Gräber u. ſ. w. erblickt, nicht an Mitteln

des geselligen oder einsamen Genusses. — In einem Lesesaal fand ich die Werke der besten amerikanischen und englischen Gelehrten, und bei hundert verschiedene Zeitungen aus allen Staaten des Vereins. Der Saal war von stillen Lesern angefüllt. Ueber demselben ist ein anderer Saal, in welchem man Liebhabern eine Sammlung von Mineralien und andern Naturmerkwürdigkeiten, oder Kunsterzeugnissen der Indianer vorzeigt, die man in den Umgegenden gefunden hat.

Auch Schauspiel fand sich. Eine Gesellschaft kommt zu gewissen Zeiten von Newyork hierher und giebt ihre Vorstellungen. Ich hatte sie schon in Newyork gesehen und sehr mittelmäßig gefunden. In Congreß-Hall gab es, durch Unterschriften, Abends einen Ball. Man walzt in Amerika wenig; desto mehr sind Quadrillen beliebt und eine Art Hopser.

In Skenetady, wo ich einen Preussen mit seiner Gemahlin fand, der von St. Thomas kam, wo er Consul war, und nach Saratoga reisete, bestieg ich ein langes, bedecktes Schiff, um den großen Kanal hinauf zu fahren. Zwei Jagdhörner gaben das Zeichen zur Abreise; sie waren es auch, welche den Schleusenwächtern

die Ankunft des Schiffes verkündeten, so wie den beiden Zugpferden, die alle zwei und eine halbe Stunde gewechselt wurden, da sie in dieser Zeit im scharfen Trott fünf Wegstunden zurückgelegt hatten. — Der Uebergang von einer Schleuse in die andere ist Geschäft von zwei Minuten. In vierundzwanzig Stunden hatten wir vierzig Wegstunden gemacht.

Bei Utica, einem Städtchen von zweitausend Seelen, am Ufer des Mohanokflusses, hielten wir an. Der Kanal geht über diesen sich viel schlängelnden Strom mehrmals hinüber, oft zwanzig Schuh mit der Wasserleitung über der Oberfläche des Flusses. Und immer ist dabei seitwärts doch Raum zu einem Weg für die Rosse gespart, die das Schiff ziehen.

Wir waren unserer sechsunddreißig Reisende auf dem Fahrzeuge. Von der Gegend war selten viel zu sehen, der Kanal schneidet meistens schnurgrade durch Thäler und unermeßliche Waldungen. Hier ist noch der Boden in uralter Wildniß; wenig bevölkert. In der Nähe des kleinen Fleckens Frankfurt hörten wir das Tosen eines Wasserfalles, der ziemlich beträchtlich sein soll.

Aber diese Einöden werden durch die Nähe

des Kanals bald lebendig und urbar werden. Schon jetzt wird die Stadt Utica blühend. An einer Seite derselben, wo vor Kurzem noch der finstere Rest eines Waldes verschont stand, ist jetzt ein breites Wasserbecken gebaut, in welchem zierliche Schiffe, beladen mit Waaren und Menschen, landen. Täglich brachten, in den Monaten Juli und August, der Zeitung von Utica zu Folge, zwei Schiffe fünfzig bis sechszig Reisende, von denen die mehrsten nach dem Erie- und Ontario-See gingen. Nicht so zahlreich, wie ich nachher aus der Newyorker Zeitung ersah, sind die Reisenden im Spätjahr. Hingegen der Waarenverkehr zeigte sich noch im Oktober 1824 so lebhaft, wie im August, da ich selbst in Utika war.*)

17.

Die Fahrt zum Niagara.

(20. bis 22. Aug.)

Ich stieg mit acht andern Reisenden, die ebenfalls den großen Fall des Niagarastromes

*) Es kann Liebhabern der Statistik vielleicht lieb sein, zu erfahren, welche Arten Waaren vorzüglich nach Utica gebracht wurden. In einem Jahrzehend ist's gewiß anders; aber dann könnte

besuchen wollten, in die Postkutsche. Denn bei der Fahrt auf dem Schiffe, das Tag und Nacht geht, verlor ich zu viel Gelegenheit, das Land, das ich durchreisete, zu sehen. Die Postkutsche macht täglich zwanzig Stunden Weges, fährt bei Tagesanbruch ab, und kehrt bei nächtlicher Dunkelheit ein. Ein anderer Reisewagen, der eine halbe Stunde nach uns von Utica abging,

---

es noch geschichtlich anziehend werden. Ich will also das Verzeichniß der in Utica während der ersten Oktoberwoche 1824 eingeführten Waaren hersetzen, wie ich dasselbe in mein Reisetaschenbuch aus der Newyorker Zeitung damals eintrug.

Die in erwähnter Woche zu Utica eingelaufenen 127 Fahrzeuge führten: 3310 Faß Mehl, das Faß zu 6 Scheffel; 1686 Faß Salz; 315 Faß Lebensmittel; 460 Faß Asche; 6300 Scheffel Getreide; 130 Scheffel Leinsamen; 763 Scheffel Pfirsiche zum Destilliren; 909¼ Gallonen Whisby (Kornbranntwein, der Gallon hält 2 Maas); 105,844 Fuß Bret- und Zimmerholz; 10,000 Latten- und Schindelbünde; 158 Zentner Speck und Butter; 323 Tonnen Gyps; 500 Tonnen anderes Material; 27 Tonnen Käse; 30 Tonnen Hopfen; 953 Kisten Glaswaaren; 19 Zentner Sämereien; 91 Tonnen Porzellanthon; 15 Kisten Kleider; 3 Kisten rohe Häute; 3 Tonnen Gänsefedern. Ausserdem viele andere Kleinigkeiten.

holte uns zu Oneida ein, wo wir das Frühstück nahmen.

Kaum waren wir eine Strecke hinter Oneida, ward ich durch etwas überrascht, was in Europa, wo vortreffliche Polizei herrscht, keinen Reisenden überrascht, und schwerlich als Merkwürdigkeit in eine Reisebeschreibung aufgenommen wird. Ich aber will's gern hier eintragen.

So weit ich bisher in Amerika gekommen bin, hatte ich keine Straßenbettler gefunden. Hier liefen uns die ersten Bettelbuben nach. Es waren kleine Indianer. Bald auch kamen wir durch das Dorf der Wilden. Es bestand aus den erbärmlichsten Hütten, die hie und da im Wald, oder auf schlecht angebautem Erdreich herumlagen. Links von unserm Weg sah ich einen artigen grünen Rasenplatz von alten Bäumen überschattet. Dort, sagte man mir, pflegen die Häupter der Wilden ihre Rathsversammlungen zu halten.

Die hiesigen Indianer waren vom Stamm Cayagua, und nicht von der schönen Art. Sie hatten runde Gesichter, langgeschlitzte Augen, dicke Nasen, lange auf die Schultern niederhängende Haare, und elende Lumpen um die Hälfte ihres schmutzigen, gelben Leibes gewickelt.

Das waren nicht mehr die kecken, kräftigen Geſtalten, die ich in Newyork bewundert hatte.

Das Land wurde, je weiter wir kamen, wilder, und mit Ausnahme einzelner Ortſchaften, weniger bevölkert. Selten ſah man Häuſer von Backſteinen, ſondern nur von leichtbehauenen Baumſtämmen, ſogenannte Blockhäuſer. Sie ſind leicht und wohlfeil zu erbauen.

Ein junges Ehepaar, das ſich als Pflanzer in den neuen Staaten anſiedeln will, hat oft, ſtatt alles Vermögens, nichts als ein oder zwei Roſſe, ein wenig Linnenzeug im Bündel und hundert Dollars Münze im Geldbeutel. Damit wandert es in die Einſamkeit und wählt ſich eine Gegend, einen Boden, wie er ihm eben zuſagt. Es hat an fünfzig Morgen Landes genug; zahlt den Morgen mit einem bis zwei Dollars zum Theil baar, zum Theil verzinſet es das Uebrige mit ſechs Prozent. Dann werden die nächſten Nachbarn, die oft drei und vier Stunden Wegs entfernt wohnen, beſucht und vom Tag benachrichtigt, wenns an Erbauung des Hauſes gehen ſoll. Am beſtimmten Tag kommen alle Nachbarn mit ihren Pferden, Ochſen, Aexten, Beilen u. ſ. w. um Holz zu führen; bringen auch Sämereien mit und Vorräthe von

zu beſuchen. Es gefiel mir gar wohl, etwa einen Tag lang, oder zwei, das einſame Treiben und Wirthſchaften dieſer Naturkinder zu ſchauen. Aber wie man ein paar Jahre lang mit ihnen in den Wäldern ganz behaglich hauſen könne, wollte mir doch nicht einleuchten. Wir machten uns alſo auf den Weg.

Schon, wie wir aus Buffalo hervor waren, begegneten uns einige der Senecaner. Ihre Bekleidung ſchien mir etwas ſorgfältiger, als jene der Cayagua-Indianer. Sie hatten auch gar kein ärmliches Ausſehen. Die, welche Hüte trugen, hatten ſie ſogar mit Silberplättchen geziert. Breite Gürte von rothem Tuch hingen um ihre Hüften; andere trugen dieſe Gürte ſchärpenartig gebunden. Manchen hing an der Seite ein breites Meſſer; dabei hielt jeder ſeinen Tomoak in der muskelſtarken Fauſt.

Der Weg zu ihrem Dorfe führte in die Tiefe einer ungeheuern Waldung. Je weiter wir hineinkamen, je dichter wurde das Gehölz, und von Zeit zu Zeit ſtand ein Indianer, kommend oder gehend, vor uns, ſo unerwartet oder unvorhergeſehen, als wär er aus der Erde hervorgeſchoſſen. — Ein Greis, dem zwei junge Leute nachfolgten, alle wohlbewaffnet und wohlgeklei-

det, strich an uns vorüber, ohne uns anzusehen. Ich hielt ihn an und fragte, wie weit es noch bis zur Mitte des Stammes hin sei? Diese Wilden verstanden kein Englisch. Der Alte redete mit den Jünglingen, wie sich zu berathen. Nun versuchten wir die Zeichensprache. Damit gings besser. Wir erhielten die verlangte Auskunft und sahen nach zwei Stunden Wegs im Wald umher zerstreute Hütten.

Das Holz war stellenweis abgeschlagen, und der leergewordene Platz ziemlich nachlässig angepflanzt. Mais, Korn, Erdäpfel und andere Feldfrüchte sahen wir, mehr wie durch Zufall, als durch Menschenhand da hingesetzt. Es sind auch nur die Weiber, die den Landbau treiben. Männer schämen sich noch des, und treiben blos das edle Weidwerk, als geborne Jäger. Das Weib ist noch eine Art Sklavin; trägt auch, während sich der Mann frei bewegt, auf Reisen die Lebensmittelvorräthe in einem Korb auf dem Rücken, an einem breiten Lederriemen, der über die Stirn geht. Eben so tragen sie auch ihre kleinen Kinder, aber auf ein Brett gebunden, bis ans Kinn eingefäscht, mit deren Rücken gegen ihren Rücken.

Der große Stamm der Irokesen, der einst

an den Champlain-, Ontario- und Erie-Seen umhertrieb, iſt jetzt faſt ganz verſchwunden. Man ſieht nur noch einzelne abgeriſſene Zweige deſſelben, wie den der Senecaner. Als ſich im Jahre 1610 die erſten chriſtlichen Glaubensboten unter ſie wagten, zählten ſie noch eine Heeresmacht von mehr denn 20,000 Kriegern. Nach dem nordamerikaniſchen Unabhängigkeitskriege im Jahr 1780 fanden ſich hier nur noch etwa 1500 Krieger vor. Jetzt können ſie nicht mehr als 150 bis 200 Streiter aufſtellen.

Dieſe befremdende Verminderung der Indianer mag mancherlei Urſachen haben. Der Wilde zieht ſich bei jeder Annäherung der zivilisirten Welt ſcheu zurück, wenn er ſie nicht zerſtören kann. Er will mit ihr nichts gemein haben. Er kennt aus den Sagen ſeiner Väter und Urväter die nie zuverläſſige Treue, die Liſt und Hab- und Herrſchgier und raſtloſe Ausbreitungsſucht der Europäer. Er kann die Lebensbequemlichkeiten derſelben nicht reizend finden, weil er ihrer durchaus nicht bedarf; kann die Genüſſe nicht ſchätzen, welche Wiſſenſchaft und Kunſt gewähren mögen, weil ſie ihm fremd und verſchloſſen ſtehen; kann die feinern Vergnügungen der gebildeten Geſellſchaft nicht

leben, weil sie zugleich einen äussern Zwang auflegen, der ihm naturwidrig scheinen muß. — Die reine Freiheit des Wilden hat ohnehin ihren eigenthümlichen Zauber, der aus der Einfalt, Rechtlichkeit und ungebundenen Sorglosigkeit hervorgeht. Man hat wenige, oder am Ende gar keine Beispiele, daß Indianer, welche bei Europäern erzogen wurden, nicht gerne wieder aus dem Zwang der Etikette, des Zeremoniels, des Kirchenthums, des Rangwesens, der Polizeiordnungen, der Titulaturen, der gesellschaftlichen Vorurtheile, der Parteimachereien, der unendlichen Lebensmühen, um zum Besitz entbehrlicher Dinge zu gelangen, herausgegangen und in die Stille und Freiheit ihrer Wildnisse, zur einfachen Lebensweise ihrer Stammesgenossen zurückgekehrt und daselbst geblieben wären. Dagegen sind der Beispiele mehrere vorhanden, daß gebildete Europäer, die gewaltsam oder freiwillig unter die Indianer kamen, sobald sie sich nach Jahr und Tag unter ihnen heimisch fühlten, auf das Bittersüß der Zivilisation verzichteten, sich, wie die Familie L** zu Buffalo, sehr glücklich bei ihnen fühlten, und entweder gar nicht mehr, oder doch nicht ohne späteres Heimweh, in die Welt der Gebildeten zurückkehrten.

Eine große Zahl der Irokesen hat sich wirklich von den großen Seen hinweg westwärts in das unbekannte Innere des Welttheils gezogen. Was noch zurückblieb, ward zum Theil wohl in Kriegen, mehr noch durch das Gift der gebrannten Wasser, welches sie von den Europäern kennen lernten, durch Völlerei und Krankheiten, die daher entsprangen, allmälig aufgerieben. Vielweiberei findet in der Regel bei ihnen nicht statt; nur die Stammhäupter und Vornehmsten haben mehrere Frauen.

In der ersten Hütte, in die ich eintrat, fand ich eine Indianerin geschäftig, Mais in einem hölzernen Troge klein zu stoßen, um daraus eine Art Brod zu backen, das sie Hökake heißen. Ich hatte späterhin bei einsamen nordamerikanischen Pflanzern oft genug Anlaß, meinen Gaumen mit dieser Hökake vertraut zu machen.

Fünfzig Schritte weiter, in einer zweiten und viel größern Hütte, die einem Oberhaupt gehörte, lagen fünf junge Weiber auf dem Boden, die unter einander mit bunten Bohnen, auf einer über die Erde gebreiteten Matte, spielten. Zwei derselben rauchten dazu, zwei andere säugten ihre Kinder. Ihre Bekleidung war so

ſpärlich, daß unſere Schönen in europäiſchen Städten, wenn ſie ſich in „eleganter“ griechiſcher Tracht halbnackt den Gaffern hinſtellen, daneben ganz nonnenhaft vermummt erſchienen haben würden. Sie ſahen zu uns auf, ohne ihre bequeme Lagerung zu ändern. Ich verlangte ein wenig Milch. Die Jüngſte, welche etwas engliſch verſtand, fragte, wie viel ich dafür geben wollte? Ich reichte ihr ein Sechs-Penceſtück hin. Sie brachte mir mehr Milch, als ich trinken konnte.

Ohne die Indianer in ihrer Sprache ſprechen zu können, geht man unter ihnen natürlich wie ein Taubſtummer umher. Man ſieht dies und das, aber möchte Erklärungen dazu, und vermag ſie nicht zu fordern. Ich durchirrte das Dorf und wandelte in den Umgebungen mehrerer Hütten, deren kahles Innere keiner Beſchreibung bedarf. Ich bemerkte auch von den ſchauerlichen Siegeszeichen der Wilden, die mit den Haaren bewachſene Schädelhaut von den Köpfen ihrer erſchlagenen Feinde. Nun wußte ich ohngefähr, wie es in den Waldörfern und Hütten der alten, tapfern, vielgerühmten Germanen zu Tacitus Zeit ausgeſehen haben mag, von denen, ihrem Whisk (oder

Meth) ihrem Eichelschmaus (oder Hökake) u. dgl. m. noch jetzt die Rektoren und Professoren an den Schulen in Deutschland ihrer lernbegierigen Jugend gern großes Aufhebens machen.

Man weiß, wie es bei den Wilden mit dem Skalpiren, oder dem Abziehen der Schädelhaut ihrer Feinde, schnell und leicht geht. Aber eins wußte ich nicht und schien mir fast unglaublich. Man versicherte mich, daß man Menschen gekannt habe, die noch viele Jahre nach ihrer Skalpirung munter und gesund gelebt haben; nur daß ihnen die Haare nicht wieder nachwuchsen.

Die Rechtlichkeit und Strenge der amerikanischen Gesetze und der Ernst in deren Vollziehung hat bewirkt, daß sich die Seneca-Indianer sehr ruhig verhalten. Nur die Begierde, etwas zu besitzen, das ihnen an einem Weißen gefällt, hat sie oft zu Unthaten verleitet. Denn das kürzeste Mittel, sich im Besitz des gewünschten Gutes zu sehen, schien ihnen auch das beste zu sein, nämlich den Eigenthümer zu tödten. — Doch auch davon hat man lange nicht gehört.

20.

Die Fahrt im Waggon nach Pittsburg.

(25. bis 28. Auguſt.)

Mein Plan war geweſen, im Dampfſchiff von Buffalo über den ganzen Erie-See bis an deſſen entgegengeſetztes Ende nach Detroit zu fahren. Aber ich hatte mich in den Tagen verrechnet; das Dampfſchiff war ſchon abgereiſet, und acht Tage lang hier auf ein anderes zu warten, taugte zu meinem Zeitvorrath ſchlecht.

Ich bequemte mich alſo, wenn gleich etwas ungern, mit in ein Fuhrwerk zu ſitzen, das den folgenden Tag von Buffalo nach Pittsburg in Penſylvanien abreiſen ſollte. Man nannte dieſen Wagen, der wie ein Karren ausſieht, einen „Waggon.“ Ich werde noch lange an dieſe Waggons denken, die eben nicht zu dem bequemſten Reiſegeräth gehören, zumal auf Wegen, wie die ſind, wo ſie gebraucht werden. Zu meiner vorläufigen Beruhigung erzählte man mir, daß zwei Wochen vorher zwei Reiſende mit dem wöchentlich abgehenden Waggon kein Glück gehabt. Der eine wäre vom Vorderſitz herab in eine Schlucht geſchleu-

dert worden und auf der Stelle todt gewesen; der andere, indem er herausspringen wollte, als der Waggon eben umstürzte, wäre von diesem zerschmettert worden. Aber das begegne bei einiger Vorsicht nicht alle Tage.

In Gesellschaft anderer Reisenden bestieg ich also den Waggon. Eine Stunde von Buffalo schon hörte die Straße auf. Man fuhr nun immer längs dem Ufer des Erie-Sees hin. Aber welch ein Weg! — oder vielmehr, es war gar kein Weg da. Bald sanken die armen Rosse bis über die Knie in feinen Schlammsand ein, bald in Morastpfützen und Koth. Es waren vier Pferde, allein sie hatten Arbeit vollauf, den Wagen nur im Schritt fortzubringen. Ich hatte die angenehme Einbildung, das sei eine wüste Stelle; man müsse einige Augenblicke Geduld haben. Der Postknecht belehrte mich aber sehr höflich, die wüste Stelle dauere zehn Stunden Weges lang.

Der See ging ziemlich stürmisch. Trotz dem fuhr unser kühner Phaëton ins Wasser hinein, wenn er entweder aus dem Schlamm sich retten, oder großen Steinen ausweichen wollte. So lange die Räder des Waggons, die, als eines Strandläufers, sehr hoch waren, noch

festen Boden über sich fühlten, ließ ich die Wasserreise unbetadelt. Aber nun kamen wir an einen Platz, wo sich ein Felsen ziemlich weit in den See hinausstreckte. Der mußte umschifft werden. Der Lenker unserer Schicksale und des Waggons trieb die Pferde ins Wasser, bis es über sie wegrauschte, und sie wie Hunde schwammen, während die Wogen des kleinen stürmischen Meers den Kasten des edeln Waggon weidlich zerschlugen. Da ward mirs doch etwas schwül; ich dachte an meine unglücklichen Waggonsvorfahren und verwünschte diese Art Lustreisen. Meine amerikanischen Reisegefährten verwunderten sich höchlich. Sie fanden die Sache vollkommen in der Ordnung der Dinge. Ich mußte ihnen das allerdings zugestehen; aber, dacht' ich: ländlich, sittlich!

In einem einsamen Hause hart am See ward zu Mittag gespeiset, Roß und Waggon gewechselt. Dann gings weiter; nicht besser, als des Morgens, aber doch, zur Abwechselung, auch anders. Denn wenn die Pferde, bei der Tiefe und Beweglichkeit des Sandes nicht mehr von der Stelle rücken konnten, fuhr man, statt ins Wasser, in den Wald, der das Seeufer besäumt. Da mußte man nun mit vieler Kunst

im Zikzak zwiſchen den Bäumen und um ſie herumkreiſen; bald ſich durch einen in die Quer hingeſtürzten alten Stamm, bald durch einen Bach-Hohlweg in witzigen Erfindungen üben laſſen, wie man das neue Hinderniß überwinden könne.

Doch, ohne Hals- und Beinbruch, hatten wir das Glück, bei eintretender Nacht an Ort und Stelle nach Fredonia zu gelangen.

Fredonia trägt den Namen einer Stadt (Township). Es iſt eine neue Stadt. Aber mache ſich niemand gar zu glänzende Vorſtellungen von den neuen Städten in Nordamerika. Es hat damit ein ganz eigenes Bewandtniß. Ihre Errichtung hängt nicht blos von Zufälligkeiten ab, durch welche ehemals die Städte Europens, oder auch noch die Küſtenſtädte Nordamerika's entſtanden ſind, wo ein Kloſter, ein Wallfahrtsort, ein landesherrliches Schloß und dergleichen, mehr Anſiedler, als anderswohin, zuſammenlockte; oder wo eine Bucht, ein natürlicher Hafen, die Mündung eines großen Stroms, zur Gründung einer Kolonie einlud. Kluge Vorausberechnungen beſtimmen jetzt den Platz, wo eine künftige Stadt im Innern des Landes ſtehen müſſe. Dann wird

die Erbauung derſelben durch Beſchluß angeordnet und begonnen, es ſei, wo es wolle.

So ſteht Fredonia mitten in Wildniſſen und Wäldern, die ſonſt allein vom Geheul der Irokoſen und wilden Thieren belebt waren. Da führen noch keine vielbewanderte Wege, keine gebaute, regelmäßige Hochſtraßen zu den Thoren. Es ſind noch keine Thore, keine Ringmauern vorhanden. Die Stadt iſt erſt vier Jahre alt. Man ſieht ein gutgebautes Gerichtshaus (court-house). Weiterhin ſtehen wieder zwei Kirchen, aus Backſteinen geſchmackvoll aufgeführt; zwei verſchiedenen Glaubensparteien angehörend; beide ziemlich nahe beiſammen. Dann ſieht man noch ein Wirthshaus; einen Kaufladen und Magazin mit Spezerei, Leinwand, Tüchern, gebrannten Waſſern und andern kleinen Bedürfniſſen; ferner eine Schmiede, und eine Buchdruckerei, aus der wöchentlich eine Zeitung hervorgeht. Dann in gleichem Verhältniß, wie in mehrern europäiſchen Staaten der augenloſe weltliche und geiſtliche Arm derer, die Gewalt haben, die gegenſeitige Mittheilung, Belehrung und Verknüpfung der Geiſter unter einander vermittelſt der unterdrückten Preßfreiheit unterdrücken möchte, ſuchen

die Nordamerikaner durch Begünſtigung der Preßfreiheit Gemeinſinn, Theilnahme an vaterländiſchen Angelegenheiten, Kunſt, Kenntniß, Volksbelehrung zu befördern. Um jene ſieben, acht Gebäude herum ſtehen in Fredonia etwa noch zehn einzelne Häuſer zerſtreut umher. Aber die öffentlichen Plätze, die Märkte, die künftigen Straßen ſind ſchon im Plan vorhanden; ſind ſchon wirklich ausgeſteckt. Wer ſich da anſiedeln will, iſt gehalten, dem angenommenen Plan gemäß zu bauen.

So ſieht eine vierjährige Stadt im Innern Nordamerika's aus.

Folgenden Tages gings durch Wald und Wüſtenei; der Weg ward nicht gemächlicher, aber doch minder gefahrvoll, als am vorigen Tage. Der Poſtknecht, welcher die Zeitung von Fredonia auf ſeiner Reiſe abzugeben hatte, warf dieſelben, wo man in der Nähe von einzelnen Häuſern unterwegs vorbeikam, links und rechts aus dem Wagen vor die Thüren. Abends kamen wir noch bei hellem Tage zu Erie an.

Dieſe Stadt liegt am Südoſttheil des Sees, von dem ſie benannt iſt, auf einer Anhöhe, von der ſich eine weitgedehnte Ausſicht ergibt, und bis zum jenſeitigen See-Ufer. Die Seen Ontario

und Erie gleichen kleinen Meeren; jeder von ihnen hat über dritthalbhundert Stunden Umfang und bei sechshundert Geviertmeilen Fläche.

Südwärts der Stadt, die sich mit ihren 150 Häusern und drei Kirchen auf ihrer Höhe gar städtisch ausnimmt, kann man noch Ueberbleibsel einer ältern Niederlassung wahrnehmen. Es hatten sich da vorzeiten französische Pflanzer auf einer Landzunge angebaut, die sie Presqu'isle nannten. Der Boden war sehr gut, das Klima gesund; allein die allzugroße Entfernung von allen andern bewohnten Orten zwang sie, das Land wieder zu verlassen. Kurze Zeit nachher gründeten die Amerikaner die Stadt Erie. Wenn einmal die Ufer des Sees bevölkerter sind, wird diese Stadt sehr bedeutend werden müssen.

Mit Anbruch des folgenden Tages ging die Reise südwärts, nach Pittsburg. Wir kamen abermals an Ueberbleibseln einer französischen Niederlassung, Lebeuf geheißen, etwa fünf Stunden von Erie, vorbei, die das Schicksal von Presqu'isle gehabt hatte. Dagegen sahen wir, zwei gute Stunden weiter hin, die holländische Niederlassung Waterfort in sehr blühendem Zustande. Wir frühstückten hier in einem sehr guten Wirthshause. Zu Mead-

ville, zehn Stunden von da, hielten wir etwas an. Ich traf da mit einem Herrn zusammen, der mit gleicher Leichtigkeit englisch, deutsch und französisch sprach. Seine Unterhaltung war für mich sehr belehrend. Vermuthlich hielt er mich für den Geschäftsführer einiger europäischen Auswanderer-Gesellschaften. Er trug mir Ländereien zum Kauf an, den Acker zu zwei und drei Dollars. Es war ein Herr H**, Agent einer holländischen Kompagnie.

Erst spät Nachts kamen wir in das Städtchen Mercer, welches dem Städtchen Meadville glich. Beide nämlich sind neue Städte. Man wird nun wissen, was darunter zu verstehen ist. Vorzeiten ging der Weg hieher durch die Veste Venango, die wir weit links gelassen hatten.

Ich war seit den vorigen Tagen, von den Wasserfällen des Niagara weg, durch ungeheure Einsamkeiten fortgeführt worden. Aber sie konnten nicht mit denen verglichen werden, die sich zwischen Mercer und Pittsburg am folgenden Tage auslagerten. Es ist eine Strecke von zwanzig Wegstunden, und wir sahen nur das einzige Städtlein Butler; fuhren oft fünf bis sechs Stunden, ohne eine Hütte, vergraben

im Gebüsch, zu erblicken. Alles ein endloser Wald, dessen finstere, durch einander gewachsene Zweige selten nur einen freundlichen Strahl des Himmels auf uns niederzufallen erlaubten.

Es läßt sich denken, wie es um die Poststraße dieser unbewohnten Welt stand. Wir hatten vier wackere Rosse; wir waren im Wagen unserer nur drei Reisende, und doch kostete es keine geringe Mühe und Noth, vorwärts zu kommen. Beim vorletzten Pferdewechseln liefen wir am Ende noch Gefahr, Hals und Beine zu brechen. Es ging eben einen Hügel steil abwärts. Die Amerikaner pflegen keine Räder zu spannen, sondern lassen die Pferde geschwinder laufen, oft im Galopp bergab. So machte es unser Postknecht. Das Riemenwerk eines der Deichselpferde riß. Mit vieler Geschicklichkeit lenkte er das andere, welches allein noch den Wagen zurückhalten konnte. Aber nun war ein großer Stamm über den Weg gefallen, und doch nicht quer genug, um den Wagen zum Stehen zu bringen. Auf einer Seite liefen die Räder auf dem Stamm entlang; endlich sprang das eine über, das andere schob den Stamm fort. Das Holz rollte. Die erschrockenen Pferde nahmen mit Wagen und Holz Reiß-

ans. Wir tanzten in der Luft, und siehe da — kamen mit heiler Haut glücklich davon.

Auf einer schönen Halbinsel, gebildet von den Strömen Manongahela und Alleghany, beut sich dem Auge die Stadt Pittsburg dar. Jene Ströme rauschen einander aus entgegengesetzten Weltgegenden zu. Der Alleghany kömmt von Norden. Er ist aus verschiedenen Gebirgsbächen und Wassern von den Erie-Ufern entstanden, die sich bei der Wenango-Veste verbinden. Der Manongahela hinwieder kömmt von Süden her, aus den Laurels-Gebirgen, in Obervirginien. Er verschlingt in seinem Laufe viele andere Ströme, und so auch den Youghiogent, der ziemlich beträchtlich ist. Bei Pittsburg, wo der Alleghany und Manongahela zusammenfallen, empfangen sie nach der Vereinigung den Namen Ohio (man spricht den Namen O-hai-io aus) oder Schön-Fluß. Dieser durchläuft dann eine weite Strecke von 400 Stunden, bis er sich in den Missisippi ausmündet.

Wir fuhren über eine der prächtigsten Bogenbrücke in die Stadt hinein. Sie ist mit Schiefer bedacht, und ruht auf fünf Bogengewölben, iedes fünfundsiebenzig Schritte lang. Eben so schön ist jenseits der Stadt auf ihrer Mittags-

seite die andere Brücke. Sie hat die Länge von 532 Schritten; an jeder Seite zweiundfünfzig Fenster, um Heiterkeit zu geben; zwar nur von Holz gebaut, aber auf acht steinernen Pfeilern ruhend, die sieben Bogen bilden. Sowohl für Fuhrwerke, als Fußgänger, sind Doppelwege. Diese trefflichen Arbeiten, welche im Jahr 1816 ein englischer Ingenieur leitete, der auch in Tennesee eine ähnliche Brücke gebaut hat, sind binnen zwei Jahren vollendet worden.

21.

Die Ohio-Fahrt nach Mariette.

(29. August bis 4. Sept.)

Ich verweilte mit Vergnügen in Pittsburg einige Tage. Die Stadt ist in mehr als einer Hinsicht anziehend für den Beobachter. Man nennt sie das „Manchester der Vereinstaaten.“

Sie ward erst im Jahre 1784 gegründet. Im Jahre 1800 zählte sie 2400 Einwohner; im Jahre 1810 aber 4700 derselben, und gegenwärtig über 14,000. Darunter sind, ausser eingebornen Amerikanern, Engländer, Franzosen, Schotten, viele Deutsche und Schweizer, die sich alle, jetzt wohlzufrieden, veramerikanert haben.

Die Stadt besitzt nicht, wie andere Städte dieses großen Freilandes, das lachende, freundliche Ansehen in seinem Innern. Die Häuser sind vom Rauch der Steinkohlen geschwärzt, die hier allgemein üblich sind. Aber dagegen erblickt man eine rührige Gewerbigkeit, wie nicht leicht anderswo. Alle Häuser sind voll von den verschiedensten Werkstätten. Längs den Ufern lärmen die Dampfmaschinen, welche eine Menge Mehl-, Säge-, Papier-, Oel- und Loh-Mühlen, Gerbereien und Färbereien, Glashütten und Eisenschmelzen u. s. w. in ununterbrochener Bewegung halten. Den westlichen Staaten um hundert und mehr Stunden näher als Philadelphia und Baltimore, versorgt Pittsburg die Pflanzorte in jenen vorzugsweise mit seinen Kunsterzeugnissen. Die Flüsse wimmeln von Fahrzeugen, die Waaren bringen oder fortführen. Mit Ausnahme der Monate August, September und Oktober, kommen täglich Dampfboote an. Von Neu-Orleans, den Mississippi und Ohio herauf, legt ein solches Boot den Weg von mehr denn siebenhundert Stunden binnen achtzehn Tagen zurück; stromabwärts ist die Fahrt in zwölf Tagen vollbracht. Und doch wird unterwegs, mit dem Ausschiffen und Auf-

nehmen von Waaren und Reisenden in allen Städten längs den Ufern, noch Zeit verbraucht. Die Reise den Strom herauf, von Neu-Orleans bis Pittsburg, kostet 50 Dollars, stromab nur 40. Man hat dafür, wie immer auf amerikanischen Dampfbooten, gute Tafel und sehr saubere Betten.

Bisher hatte mich auf meinen Luftwanderungen durch die neue Welt der freundlichste Himmel begleitet, was von nicht geringem Einfluß auf meine gute Laune und vielleicht auf meine Ansichten und Urtheile gewesen sein konnte. Denn, wir wollen uns nicht täuschen, das Universum sieht an einem sonnenreichen Tage ganz anders aus, als an einem Regentage. Nicht nur Erd' und Himmel ändern bei böser Witterung ihre Physiognomie, sondern auch Thier und Mensch.

Es kam mir daher zur Berichtigung meines Urtheils und meiner Stimmung, die ich vielleicht nur der Heiterkeit der Sommertage zu danken hatte, ganz gelegen, daß bei meiner Abreise aus Pittsburg rauhes, regnerisches Wetter eintrat. Ich hüllte mich ein, setzte mich in einen Waggon und fuhr dem Ohiostrom entgegen. Indessen lernt' ich dabei nichts Anderes,

als daß das Reisen beim schlechten Wetter in Amerika ungefähr eben so langweilig ist, als bei uns. Denn durch den grauen Schleier des Regens sah und erkannt' ich draussen nichts; drinnen im Waggon hört' ich und lernt' ich nichts Merkwürdiges. Nachts schlief ich in dem kleinen Ort Washington; folgenden Vormittags kam ich zeitig in der kleinen Stadt Wheling an, die am linken Ufer des Ohio, etwa hundert Stunden von Baltimore, liegt.

Das eben genannte Washington ist nicht jene neue, im großen Styl entworfene Hauptstadt der Vereinstaaten, Sitz der höchsten Bundesbehörden. Es gibt der Ortschaften viel, die mit den Namen eines Washington, Franklin, Lafayette u. s. w. geschmückt sind. Man unterscheidet sie dann nach ihren verschiedenen Provinzen und Flüssen durch Beinamen. Die alten und neuen Republiken wußten ihre großen Männer immer auf eine eigenthümliche, aus Geist und Art des Volks hervorgegangene Weise zu ehren. Das kunstsinnige Griechenland errichtete ihnen Bildsäulen. Rom äffte später darin, wie in vielem Andern, nur nach. Die frommen Schweizer stifteten ihnen kirchliche Schlachttagsfeier und Kapellen. Die gewer-

bigen, im Schirm der errungenen Freiheit sich über einem jungfräulichen Boden ausbreitenden Amerikaner bauen Städte und schmücken sie mit den unsterblichen Namen der Freiheitsstifter.

Das Städtchen Wheling liegt schon im Staat Virginien, in einer angenehmen Gegend und unter einem milden Himmel. Es hat etwa 2000 Einwohner. Wie ich durch die Straßen umherschlenderte, ward ich auf eine sonderbare Weise überrascht. Ich sah da eine Menge Leute, Männer, Weiber, Kinder, alle in Schweizer- und deutscher Bauerntracht. Als ich näher trat, erkannte ich dieselbe Auswanderungs-Karavane wieder, die ich, bei meiner Abreise von Europa, in Havre gesehen hatte. Die ehrlichen Anabaptisten waren nicht wenig erstaunt, als ich sie deutsch anredete. Einige erinnerten sich meiner sogleich wieder. Sie hatten wegen ihrer endlichen Niederlassung noch keine Wahl getroffen, und die Absicht, den Ohio hundert bis zweihundert Stunden weiter abwärts zu gehen. Es waren zusammen alt und jung 119 Personen.

Ich habe schon gesagt, daß auf dem Ohio im Monat August, September und Oktober kein Dampfboot, wegen zu niedrigen Wasserstandes,

fahrt. Ich miethete also, um rascher fortzukommen, ein sogenanntes Keelboot. Das ist eine Art bedeckten und geschlossenen Fahrzeugs, nur zum Waarentransport bestimmt, welches man den Fluß abwärts sendet, aber nie wieder zurückfährt, weil es für dies Wasser zu groß und schwerfällig ist. Ein kleiner, leichter Nachen mit zwei Rudern ist dem Schiffe angehängt. Dieses Nachens bediente ich mich, zur Verminderung der langen Weile, fleißig. Denn weil ich für meine Beköstigung selbst sorgen mußte, fuhren wir an keinem artigen Bauernhof, an keinem niedlichen Landhause vorüber, wo ich nicht sogleich einkehrte, besonders wenn ich Obstbäume und vor allen Dingen Pfirsiche da erblickte. Die letztern sind ungemein saftig, groß und vom feinsten Geschmack. Oft glich Alles einem kleinen Pfirsichwald, was die ländlichen Wohnungen umgab. Die Eigenthümer bepflanzen damit der Länge nach jeden Bach und Weg und Steg, und nennen sie, recht die amerikanische Gastfreundlichkeit bezeichnend, Pfirsiche für die Reisenden (Travellerpeaches).

Die Ufer des Ohio sind, von Wheling hinweg, sehr stark bewohnt. Das rechte Ufer ge-

hört zum Ohioſtaat, das linke zu Virginien. Kein einziger von allen Pflanzern, bei denen ich einkehrte, war im Lande ſelbſt geboren, insgeſammt ſtammten ſie friſch aus Deutſchland, England, Irland, Holland. Die für Europa ſo traurigen Noth- und Hungerjahre 1816 und 1817 waren für die hieſigen Anſiedler das wahrhaft goldene Zeitalter geweſen. Nun aber beklagten ſie ſich bei der wohlfeilen Zeit ſehr. Sie wußten nicht, wohin die Früchte ihres Feldes abſetzen. Ich tröſtete ſie mit dem nämlichen Looſe der europäiſchen Landleute, die noch dazu bei dem niedrigen Stand der Getraidepreiſe oft ſchwere Abgaben zu zahlen hätten.

Wir kamen am 4. September, an einem Sonnabend, nach Mariette, ohne beſondere Abentheuer erlebt zu haben, als etwa, daß wir unterwegs einen ſchönen Hirſch, der über den Ohio ſchwimmen wollte, mit Ruderſtangen todtſchlugen und uns ihn ſchmecken lieſſen. Mariette iſt eine der älteſten Städte im Ohioſtaat. Sie ward gleich, nachdem den Indianern das Gebiet abgekauft war, gegründet. Die Fruchtbarkeit und Wohlfeilheit des Bodens lockte viel Volks her. Die Stadt zählte bald 1200 Einwohner; aber — ſie zählt auch jetzt noch nicht mehr.

Denn die Luft ist fieberhaft, ungesund, und die Sterblichkeit in manchen Jahrgängen groß. Das schreckt viele Ansiedler ab, während diese sonst vorzugsweise gern den Ohiostaat wählen, weil er einen angenehmen, milden Himmelsstrich, sehr gesunde Luft, äusserst fruchtbaren Boden und vielleicht die beste Landesverfassung von allen Vereinstaaten hat.

In der Umgegend von Mariette sind die zahlreichen alten Befestigungswerke und Gräber der Indianer sehr merkwürdig. Die Ueberbleibsel der Befestigungen, zwar nur von Erde aufgeworfen, dehnen sich zusammenhängend Viertelstunden weit und mehr aus. Die Gräber, oder „Maun's", wie sie es in der Sprache der Wilden heißen und noch jetzt genannt werden, sind in großer Menge umher zerstreut zu sehen; nicht nur aber bei Mariette, sondern auch in andern Gegenden der Republik Ohio und westlich gelegener Landschaften. Es sind zuckerhutförmige, oben abgestumpfte Hügel, meistens zwölf bis zwanzig Schuh hoch, die unten einen Umfang von dreißig bis sechszig Fuß haben. Noch jetzt haben die Stämme aller Indianer für ihre Todten eine heilige, oder abergläubige Ehrfurcht, wie sonst. Hier pflegten sie die Leich-

name, in Felle gehüllt, flach auf den Erdboden zu legen, dann dieselben mit einem solchen Erdhügel zu bedecken, daß sie weder durch wilde Thiere, noch Menschen leicht ausgescharrt werden konnten. Die Mauns der Häuptlinge sind höher und breiter. Ich sah deren bei Mariette, welche einen Umfang von hundert Fuß und eine Höhe von dreißig Fuß haben.

22.

Ein paar Wochen auf dem Lande im Ohiostaate.

(4. bis 20. Sept.)

Die Witterung war wieder lieblich. Ich hätte mich auch gern unter den Pflanzern dieses Freistaats umgesehen, um bei ihnen etwas zu lernen. Dazu bot sich hier die vortheilhafteste Gelegenheit. Ich konnte eine Familie, die eine Stunde von Pointharms wohnte, mit Grüßen und Nachrichten aus Europa besuchen. So begab ich mich über den Muskingum nach Pointharms, und von da zur mir bezeichneten Kolonie, um meine Aufträge auszurichten. Zwei Tage später begleitete ich von hier die Familie zu ihren Aeltern, auf einer Niederlassung, die

noch zwölf bis vierzehn Stunden weiter landeinwärts lag. So kam ich von Pflanzung zu Pflanzung.

Die Familie machte die Reise zum Vaterhause in einem Wäglein. Mir gab man ein Reitpferd. Jede Art zu reisen hatte mir bisher wohlbehagt; nur mit den Pferden in Amerika hatte ich ganz eigenes Mißgeschick. Als zwei Stunden lang Alles in guter Ordnung gegangen war, wurde der Weg so schlecht, daß das Fuhrwerk meiner Freunde mehrmals umzuwerfen drohte, und endlich, über einem Graben hangend, in die gefährlichste Schwebe kam. Ich sprang noch im rechten Augenblick vom Rosse, um den Wagen etwas zu halten und größeres Unheil zu verhüten. Als dieser wieder aufgerichtet stand und ich meine Rosinante suchte, war sie davon und waldeinwärts gelaufen. Nun mußte ich ihr nachsetzen, und sie narrte mich zwei volle Stunden herum. Ich hätte die Bestie ihrem Verhängniß überlassen, wärs mir nicht um meinen Mantel auf dem Sattel leid gewesen. Zum Glück kam mir ein Pflanzer zu Hilfe, der das Roß fing. Als ich aufsitzen wollte, ward es stätisch, wollte nicht mit mir umkehren; alle Beredsamkeit meines

Mundes und meiner Peitsche blieben gegen diesen Eigensinn fruchtlos. Um nicht noch mehr Zeit einzubüßen, gab ich dem braven Landmann ein Trinkgeld, ließ ihn den Gaul heimführen, hing den zusammengelegten Mantel an einem Stecken über die Schulter, und wanderte sechs Stunden Wegs zu Fuß, bis zu dem Ort, wo meine Reisegefährten übernachten wollten. Den andern Tag erreichten wir endlich Nachmittags das ersehnte Vaterhaus.

Herr Hauptmann **, Eigenthümer dieser Niederlassung, empfing mich mit zuvorkommender Güte und Gastfreundlichkeit. Ich ward zuletzt bei ihm ganz heimisch. Wir besuchten die Umgegenden, musterten seine landwirthschaftlichen Anstalten, oder gingen mit einander auf die Jagd, die hier sehr reich und mannichfaltig ist, besonders an Truthühnern. Im Winter kann man sie mit Stecken todtschlagen. Der Hauptmann erzählte, er habe bei seiner Wohnung in einem Winter ein ganzes Dutzend getödtet, das Stück achtzehn bis zwanzig Pfund schwer. Noch häufiger ist, und eine wahre Landplage, in diesen Gegenden eine Art Eichhörnchen, die aber viermal größer sind, als die unsrigen in Europa. In einem einzigen Tage

können sie mehrere Acker Mais vollkommen verwüsten. Daher wird unaufhörliche Jagd auf sie gemacht; aber sie sind schwer auszurotten, vermehren sich schnell und haben so zähes Leben, daß, wenn man sie nicht beim Schuß durch Herz oder Kopf trifft, sie mit zerschmetterten Gliedmaßen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum springen und entwischen. Man ißt ihr Fleisch; es ist angenehm, kräftig und zart. — Man jagt auch Dammhirsche, Fischottern, Opossums, Raukuns und anderes Gewild dieser Art.

Von zahmem Vieh züchtet man vorzüglich Pferde, die 30 bis 40 Dollars kosten; Ochsen, das Paar 30 bis 36 Dollars im Preise; Schweine in Ueberfluß, davon man den Zentner mit 1 bis 1½ Dollars zahlt. Viehhändler, die das Land alle Jahr durchziehen, kaufen ganze Heerden zusammen und führen sie ostwärts den großen Städten, hundert, auch zwei- und dritthalbhundert Stunden weit, zu.

Die Staaten von Ohio, Indiana und Ober-Kentuky bieten dem Auge weder den Anblick hoher Gebirge, noch großer Ebenen dar. Es ist ein hügeliges Land, welches, von der Höhe übersehen, einem grünenden, wogenden Meer

ähnlich sehen mag. Der Landwirth unterscheidet hier gern dreierlei Erdreich. Das beste ist das schwarze. Es befindet sich am meisten in den Niederungen, und vor seinem Anbau immer mit Wäldern bedeckt, besonders von ungeheuern Kastanien- und Nußbäumen, die zwar nur kleine, aber sehr süße Früchte tragen. Die zweite Gattung Erdreichs ist die rothe; es trägt gern verschiedene Arten schöner Eichen, steht aber im Feldbau an Güte dem schwarzen Grunde nach. Die dritte Gattung Bodens ist gelb, die am mindesten fruchtbare. Im Obiostaat baut man am meisten Mais, Frucht, Waizen, Gerste, Haber, Erdäpfel u. s. w. an. Die Aernten sind immer äusserst ergiebig. Es ist in diesem Boden eine Fülle üppiger Lebenskraft.

Man darf nur die Wälder betrachten. Sie sind eine Zusammenschaarung von Riesenstämmen, davon man in Europa kaum Aehnliches erblickt. Glatt, ohne Moos und Flechten, kerzengerade schiessen die Stämme auf, die erst an den Gipfeln Zweige und Aeste tragen. Unter denselben ist der Boden mit grünem Rasen bedeckt, ohne jene Menge niedern Strauchwerks, welches in unsern europäischen Forsten zu wuchern pflegt. Weiden längs Bachufern sieht man eben

so wenig. — Unter allen Bäumen aber ist der Sycomorenbaum durch seine Dickstämmigkeit am ausgezeichnetsten. Man erzählte mir davon Unglaubliches. Ich aber sah selbst einen, in dessen Innern ein Spezerei-, Material- und Liqueur-Laden gehalten ward, mit Thür und Fenster versehen. Wenn ein Sycomorenbaum anfängt, die Stammdicke von einem Schuh im Durchmesser zu erhalten, beginnt er schon von innen hohl zu werden. Daher macht man auch auf leichte Weise Tonnen daraus. Man durchsägt nur die Stämme, und versieht sie auf zwei Seiten mit einem Boden. Die Sycomoren gedeihen am besten auf dem fetten, frischen Grunde der feuchten Niederungen.

Das Verfahren bei Bereitung des Ahornzuckers ist bekannt genug. Die Pflanzer in den westlichen Staaten bereiten sich von Mitte Märzes bis Mitte Aprils auf diese Art ihren Zuckervorrath. Ein Kind, mit Pferd und Schlitten und Faß darauf, sammelt täglich das aus den angebohrten Bäumen abgeträufelte Wasser und führts nach Hause. Ein Baum mag binnen vierundzwanzig Stunden, unter begünstigender, sonnenheller, kalter Witterung, bis auf zwölf Maas Wasser geben, ohne Schaden fur ihn.

Ein Pflanzer macht sich für den Jahresbedarf seines Hauses gewöhnlich 150 — 200 Pfund solches rohen oder Staubzuckers. Andere, die damit Handel treiben, bereiten bei zwanzig Zentner desselben. Der Zentner gilt drei Dollars (das Pfund einen Batzen).

Hier kann's keinem Landmann übel gehen, der fleißig ist, und nur so viel Vermögen hat, sich ein freies Eigenthum zu kaufen, nebst Vieh, Saat und Lebensbedürfnissen für das erste und zweite Jahr. Von da an baut und erzieht er sich alles selbst, was er nöthig hat, und verkauft, gut oder schlecht, noch vom Ueberfluß. Unmerklich wächst mit der Bevölkerung umher, ohne sein Zuthun, der Werth seines Grundeigenthums.

Auffallend war mir hingegen, daß von großen Kolonialanlagen, die man in Europa schon aufs vollkommenste entworfen hatte, in der Wirklichkeit nachher wenige zu dem gediehen, was sie hätten werden sollen. Doch muß ich allerdings die des Hrn. Rapp ausnehmen, welche großentheils aus Deutschen besteht und zehn Stunden von Pittsburg liegt. Hr. Rapp gab ihr den schönen Namen Harmonie.

Nach zwanzig Jahren Arbeit daselbst wurde

alles Land als Eigenthum verkauft, und die Kolonie, die ein ganzes Dorf mit mehr als tausend Seelen ausmacht, wohlversehen mit allem, was zur Landwirthschaft gehört, baut nun, übereinstimmend nach dem nämlichen einmal angenommenen Plan, die prächtigen Fluren von Wabasch, auf der äussersten Grenze des Indianastaats. Rapps Söhne, ihres Vaters Nachfolger, sind ausschließlich mit Ankauf und Verkauf alles dessen beauftragt, was für das Bedürfniß der Gemeinde erforderlich ist. Die Kinder müssen bis zum sechszehnten Jahre die Schule besuchen; dann werden sie zur Feldarbeit, zum Handwerk u. s. f. angehalten. Die Niederlassung hat ihre eigene Kirche und Schule; eigene Gemeindsverfassung und Gesetze, welche von den erwählten Aeltesten der Gemeinde vollstreckt werden.

23.

Von Ansiedlern und Reisebeschreibern.

Von allen Auswanderern, die aus Europa kommen, um sich in den Vereinstaaten mit ihren Familien niederzulassen, stehen sich offenbar wohlhabende Ländereikäufer und Handwer-

ker oder Künſtler am vortheilhafteſten, weil jene gewiß ſind, ihre Kapitalien von Jahrzehend zu Jahrzehend im Werth anſchwellen zu ſehen; und dieſe, wenn ſie geſchickt und fleißig ſind, ihre Waare ums Doppelte beſſer, als in Europa, bezahlt erhalten. Demungeachtet wird es gemeiniglich ankommenden Handwerkern und Künſtlern anfangs ſehr ſchwer, ſich durchzubringen, und zwar aus ganz einfachen Gründen. Wenige verſtehen die engliſche Sprache, und ſind daher dem Zufall überlaſſen, wo ſie Leute finden, um ſich mit ihnen zu verſtändigen. Wenige kennen Einrichtungen, Verhältniſſe, Bedürfniſſe und Oertlichkeiten des Landes, um ſich den für ſie tauglichſten Platz zur Anſetzung auszuwählen. Wenige haben Geld genug mitgebracht, um aus eigener Kraft und mit aller Freiheit ſich, wo und wie ſie wollen, feſtzuſetzen und Werkſtätten zu eröffnen.

Alle dieſe Schwierigkeiten für den Künſtler und Handwerker ſind es weniger für den bloßen Feldarbeiter. Gewöhnt an Entbehrungen, ſeiner Leibeskraft und Arbeitsluſt vertrauend, ſchließt er ſich denen an, die ſeine Mutterſprache verſtehen; kauft ſoviel Land und Wald, als er bedarf und mag, um wenig Geld, in leichten

Zahlungsterminen; rodet den Wald aus, spielt ein paar Jahre den Robinson Crusoe in der Einöde, und hat dann ein großes Bauerngut, das ihn und die Seinigen reichlich erhält. Oder er tritt ein schon vorhandenes nur als Pächter an; oder hat er gar kein Vermögen, so dient er als Knecht, und spart seinen Verdienst zusammen.

Am übelsten fahren spekulirende Kaufleute, wenn sie mit europäischen Waaren nach Amerika kommen. Denn die Regierung, um die Gewerbe des Landes zu begünstigen, erhebt von fremden Gewerbsartikeln eine beträchtliche Eingangsgebühr. Ich selbst sah, daß man hier Waaren aus europäischen Manufakturen um dreißig und fünfzig Prozent unter ihrem wahren Werth losschlagen mußte.

Ich habe bei dem Allem unter den Ansiedlern Kaufleute, Künstler, Handwerker und Landleute in Menge gefunden, die sich eines Wohlstandes freuten, dessen sie in der alten Welt nie theilhaft zu werden hoffen konnten. Ich habe keinen im eigentlichen Elend gefunden, und der, wenn er auch keinen Pfennig baar Geld in der Tasche trug, gesagt hätte, er habe Hunger gelitten oder keine Kleider mehr gehabt.

Das Volk der Reisebeschreiber, zu dem ich jetzt, was anfangs gar nicht mein Plan war, selbst gehöre, streut über Zustand, Treiben und Wesen der nordamerikanischen Vereinstaaten die verworrensten, oft geradezu die falschesten Vorstellungen in Europa aus. Ich habe deren viele vor meiner Reise und nachher gelesen. Die meisten beschreiben weniger Amerika, als vielmehr *sich selbst in Amerika*, woran am Ende wenig gelegen ist. Vielleicht begegnet mir dasselbe, ohne daß ichs weiß und will; aber ich weiß und will auch keine Beschreibung vom jetzigen Zustand jener Gegenden geben, sondern nur guten Freunden erzählen, was ich auf einer Luftfahrt sah und hörte, und bilde mir wenigstens ein, ziemlich unbefangen zu sein.

Unter den Reisebeschreibern mögt' ich den Preis der vollen Unbefangenheit noch immer dem weisen, gründlichen *Rochefoucauld-Liancourt* geben. Er liefert ein recht treues Bild von dem Amerika seiner Zeit. Aber *seine* Zeit war beinahe vor dreißig Jahren. Und in Amerika sind, was Fortschritte des Anbaues und der Gesittung betrifft, dreißig Jahre so viel, als in Europa drei halbe Jahrhunderte. Könnte er die Gegenden, die er einst sah, jetzt

wieder sehen, er würde die wenigsten wieder erkennen.

Den Preis, welchen er verdient, möchte ich am allerwenigsten einem andern Reisenden ertheilen, von dessen Irrfahrten mir zwei dicke Bände in die Hände gefallen sind. Ich las sie um so neugieriger, weil ich von dem Manne, er heißt Gall, schon an einigen Orten in Amerika wunderliche Sachen gehört hatte. Man lachte da über ihn. Er hatte überall Händel gehabt. Er zankte sich mit den Kaufleuten, wegen Bestellungen; mit den Schiffern, wegen Fuhrlohns; mit den Wirthen, wegen der Zeche; mit den Lastträgern, wegen seines Gepäcks; — beinahe aller Orten, wohin er kam, hatte er Geschäfte vor den Scherifs und Richtern. Und das verschweigt er selbst in seinen zwei Bänden nicht. Er zankt auch da noch fort. Am unanständigsten fällt er gegen das achtbare Haus Le Roy Bayard u. Komp. in New-York aus, womit er freilich dem guten Namen desselben weniger, als seinem eigenen geschadet haben mag. Denn wer glaubt einem solchen Allerweltsmißvergnügten? Ihm gefiel in Amerika wenig oder gar nichts.

Solcher gallsüchtigen Reisenden gibts nun

freilich wenige in Amerika; deſto mehr gibts der entzückten Lobredner. Ich will dieſen zwar ihr Entzücken gönnen; ich kann es mir aus dem grellen Abſtich, welchen ſie zwiſchen dieſen wahrhaft freien Staaten und ihren europäiſchen Heimathen fanden, gar leicht erklären und entſchuldigen.

Europa iſt ſchon eine ältliche, ehrbare, an ihr Herkommen gewöhnte Matrone; alte Damen machen nicht gern neue Moden mit, wenn ſie auch bequemer, einfacher und geſchmackvoller ſind. Ihre junge Tochter Amerika iſt im aufknospenden Blüthenalter des Mädchens. Laßt dieſe Schöne nur ſo alt werden, wie ihre Mutter, und ſich dann wieder im Spiegel ſehen. Ich wette, ſie hängt dann auch an verderblichen Gewohnheiten und verroſteten Moden, und beneidet die junge Auſtralia. Schöner, daran zweifle ich nicht, wird ſie, als die Mama Europa, denn dieſe hat auch noch gar zuviel von den barbariſchen Zügen ihrer Frau Mutter Aſia.

Europa erhielt von ihrer orientaliſchen Mutter eine gar kärgliche Ausſteuer, als ſie ihr eigenes Haus zu machen anfing. Späterhin freilich wohl noch einige ehrenwerthe Geſchenke, z. B. das Chriſtenthum und den Handelsverkehr.

Allein was sie Gutes haben wollte, mußte sie selbst erwerben, erarbeiten, ersinnen. Amerika hingegen ward von dem ganzen Schatz ihres Wissens und Könnens ausgesteuert, und würde des Vorwurfs aller Weltalter werth sein, wenn es sein Hauswesen nicht vernünftiger, bequemer und freier eingerichtet hätte.

Wir wollen, um gerecht gegen die neue Welt zu sein, nicht ungerecht gegen unsere liebe, mürrische Alte werden. Es ist wahr, dort zahlt man keine Abgaben, von denen die europäischen Unterthanen stets niedergedrückt sind; man zahlt keine Zehnten, keine Bodenzinse u. s. w., sondern nur von jedem Acker einen Sol. — Allein man muß nicht vergessen, daß die amerikanische Regierung auch im Besitz von Geldquellen ist, deren in Europa wenige sind. Denn ausser den Zöllen von fremden Waaren, dem Ertrag der Posten und dem Tonnengelde der Schiffsfrachten, treibt sie Handel mit verkaufbaren Ländereien in den unermeßlichen Gebieten. Da hat sie noch auf lange Zeit Waarenvorrath, der ihr ein Jahr ins andere sechs bis sieben Millonen Dollars abwirft.

Ja, rufen die Entzückten, in Amerika sind keine kostspielige Hofhaltungen, keine übermäßig

besoldete Minister und Beamte. Da erhält ein Präsident der vereinigten Staaten, der vier Jahre lang in höherer Macht, als ein europäischer Premierminister dasteht, jährlich 25,000 Dollars (125,000 Francs) und muß damit noch alle Ehrenausgaben während der Kongresse gegen die Gesandten der ersten Mächte, alle Gastereien u. s. w. bestreiten. Der Staatssekretair, wie der Schazkammersekretair hat jährlich nur 4000 Dollars (20,000 Fr.), die amerikanischen Gesandten in Europa haben jeder 1800 Pf. Sterl., mehr nicht. — Wenn man nun damit die europäischen Besoldungen ähnlicher Stellen vergleicht, und gar noch die von England!

Vollkommen richtig. Allein auch mit dem ehrlichsten Willen läßt sich das in Europa nicht so leicht bestellen. In Europa lebt man wie in einer großen Stadt, wo ein gewisser Ton nun einmal herrscht, den Einer allein nicht abschaffen kann; wo man Manches, auch wider Willen, ehrenhalber mitmachen muß. Auf dem Lande lebt man eben, wie man will; kann sparen, ohne sich darum anderer Vortheile zu begeben; legt sich keinen Zwang an. — Nun denn, in Amerika lebt man wie auf dem Lande. Zieht einer in die Stadt Europa, behält er seine Einfachheit ohne Schaden bei, weil man's

an ihm einmal gewohnt ist, und weil er — mehr Geld nicht hat.

In Amerika ist freier Handelsverkehr. In Europa wird aller Gewerbsfleiß und Waarenvertrieb im Netz von Mauthen, Zöllen, und Handelsabgaben gelähmt, verstrickt und erwürgt. — Ich gebe es zu, die europäischen Regierungen thun aber in der That nicht anders, als die amerikanische. Auch diese beschwert Einfuhr fremder Artikel mit Abgaben, um den inländischen Gewerbsfleiß zu erhöhen. Der Unterschied ist nur, daß in Europa die selbstherrlichen Gebiete gar zu kleine Landstückchen sind, während der amerikanische Bundesstaat *eins* ist. In Europa sorgt jeder König und Fürst für sein Ländchen, dessen Interessen verschieden von dem der Nachbarn sind. Daher das heillose Zoll- und Mauth-Netz, welches über den ganzen Welttheil ausgespannt ist. Europa, ein großer, einziger Bundesstaat mit vollkommener Handelsfreiheit, würde ein blühender Welttheil werden. Aber die Aufgabe ist etwas schwer zu lösen, wie man wohl begreifen wird.

Eben so ist's mit den kostspieligen, stehenden Heeren. Die Amerikaner haben nur 6000 Mann stehenden Kriegsvolks zu besolden; aber ausserdem ist jeder Bürger Krieger, wenn Krieg ist;

und die Zahl dieſer in Waffen geübten Milizen beträgt gegenwärtig volle 900,000 Mann. Wenn nicht alle europäiſchen Mächte einſtimmig und alle zu gleicher Zeit ihre Armeen auflöſen und das amerikaniſche Syſtem annehmen, möchte der Verſuch dazu wahrlich keiner einzelnen Macht für ſich allein zu rathen ſein, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollte, von einem der chriſtlichen Nachbaren ganz unerwartet, mit Mann und Roß, verſchlungen zu werden.

Wie in dieſen Stücken, ſo in vielen, wenn auch nicht allen. Wer in Europa die unläugbaren Vortheile Amerika's einführen will, muß vor allen Dingen erſt dafür ſorgen, daß er die Verhältniſſe der Natur, Oertlichkeit und ſtaatsthümlichen Lage aus den Vereinſtaaten über das Weltmeer nach unſerm Welttheil bringe. Dann wird ſich alles leichter machen. Vor der Hand wollen wir zufrieden ſein, wenn man ſich nur dem möglichen Beſſern allmälig nähert; den Kaſtenunterſchied mildert; den Volksunterricht allgemeiner macht und beſſert; im Zoll- und Mauth-Netz einige Maſchen erweitert; die Miniſterialwillkühr durch geſetzgebende Kammern beſchränkt; und den allbelebenden, alles erhebenden, freien Verkehr in der geiſtigen Welt, nicht durch Poſten- und Stämpel-Abgaben der

Finanzspekulation und durch Zensur- und Preßzwangsgesetze blödsichtiger, oder furchtsamer Finsterlinge lähme oder tödte.

24.

Ritt nach Cincinnati.

(19. bis 28. September.)

Fast zu lange schon für den Ueberrest meiner Zeit hatte ich mich in der Kolonie des wackern Hauptmanns verweilt. Ich mußte endlich aufbrechen. Sein trefflicher Sohn wollte mich, was mir sehr angenehm war, noch bis zur Stadt Cincinnati begleiten. Ich miethete ein gutes Pferd, und schon nach zwei Stunden waren wir zu Athen im Ohiostaat.

Dies amerikanische Athen ist eine ganz junge achtjährige Stadt von ohngefähr hundert Häusern. Ich war schon einige Tage früher daselbst zum Besuch gewesen und in einige angenehme Bekanntschaften eingeführt worden. Das Beste hier, und was des Namens der Stadt das Würdigste sein muß, ist die höhere Lehranstalt, oder das Kollegium des Ohiostaates. Das dazu bestimmte große Gebäude ist in einem edeln Styl aufgeführt, und die Zahl der Stu-

direnden schon beträchtlich, so daß dies Athen das Ansehen einer kleinen Universität gewinnt.

Die Regierung der Vereinstaaten, und so hinwieder die Regierungen der einzelnen Freistaaten Nordamerika's, sparen keine Kosten für Erweiterung und Erhebung des öffentlichen Unterrichts. Denn ihnen ist klar, daß, wie der einzelne Mensch sich nur durch höhere Einsicht und Geschicklichkeit gegen Andere in ein Uebergewicht zu setzen im Stande ist, auch nur eine Nation durch allgemeine Bildung und höhere Geistesentwickelung andern Nationen überlegen werden kann, wie es Griechenland einst gegen den Orient, Rom gegen Europa und Afrika war, England jetzt, und noch Frankreich, gegen die neuern Völker ist. Man hat in Amerika nicht blos die gemeinen Anfangs- und Bürgerschulen, oder dann Gymnasien und Universitäten für die, welche sich blos dem gelehrten Stande widmen, sondern eben so viele polytechnische Institute für die, welche sich den Künsten, Gewerben und Fabriken weihen. Denn ein Staat, der leidlich organisirt heißen will, bedarf im Verhältniß seiner Volksmenge bei weitem nicht so viel Juristen, Mediciner, Theologen und Philologen, als Handwerker, Mechaniker, Che-

miker, wissenschaftlicher Landökonomen, Fabrikanten, Kaufleute u. s. w.

Auch bemerkt man in Amerika deutlich, daß das Streben nach Bildung, Aufklärung und Kenntnissen im Volk ohne Unterschied der Kirchparteien allgemein ist, und die Katholiken darin den Evangelischen nicht nachstehen, weder von ihren Geistlichen zurückgehalten werden, noch sich zurückhalten lassen. Dadurch wird jener auffallende Unterschied der öffentlichen Bildung und des Wohlstandes zwischen katholischen und evangelischen Gemeinden, Provinzen und Staaten, der in Europa bemerkt wird, in Amerika verhindert. Es ist allgemein bekannt, wie weit in unserm Welttheil, und zwar in dieser Hinsicht, Spanien, Portugal, Sicilien, Irland, und selbst der Großtheil der österreichischen Länder den evangelischen Staaten nachstehen. Man könnte ähnliche Demarkationslinien in Deutschland und der Schweiz ziehen; und Frankreich dankt den ganzen Ruhm seiner Ueberlegenheit nur seiner nordöstlichen Hälfte, die von jeher dem priesterlichen und mönchischen Einfluß mehr, als die südliche Hälfte widerstand.

Wir ritten längs dem linken Ufer des Hoking hinauf, der von Norden kömmt, und

ſich bei Troy unterhalb Belpré in den Ohio ergießt. Durch das Städtchen Nelſonville kamen wir von Wald in Wald. Es ward Abend. Wir ſahen uns gezwungen, mitten in den Wäldern, in einer einſamen Hütte, ein Nachtlager zu ſuchen. Dies Bauerhaus, wie es da ſo vor uns lag, aus übereinander gelegten, unbehauenen Holzſtämmen zuſammengefugt, deren Zwiſchenräume, um Luftzug zu meiden, mit Erde und Moos ausgeſtopft waren, — machte einen traurigen Anblick und unbehaglichen Eindruck. Indeſſen wir kehrten ein.

Man kann ſich mein Erſtaunen leicht denken, als ich in's Haus trat, und den Fußboden der Stube mit einem ſehr ſchönen türkiſchen Teppich bedeckt, Tiſch, Stühle und anderes Zimmergeräth von Akajuholz, und uns nachher in Porzellan- und Silbergeſchirr bei Tiſch bedient ſah. Mehr, als das Alles, erregte aber die ſehr ſaubere Kleidung, die Liebenswürdigkeit und Bildung dieſer einſamen Pflanzerfamilie meine Theilnahme. Wir hatten einen genußreichen Abend.

Früh andern Morgens machten wir uns auf, um Mittags in Neu-Landcaſter zu ſein. Es iſt dies eine zehnjährige Stadt, von 2000 Einw.,

die von meistens Deutschen gegründet worden ist, welche sich aus Lancaster in Pensylvanien grössern Vortheils willen hierher begeben hatten. Wir machten von hier aus einen Abstecher zu einem Pflanzer, zwei Stunden von da, der schweizerischer Abkunft war, und bei dem wir übernachteten. Dann gingen wir Tags nachher nach Landcaster zurück, und, um es kurz zu machen, über Chilicothe, Bainbridge, Hillsborough, Williamsborough und Batavia nach Cincinnati.

Dies alles sind ganz neue Städte, die höchstens 3000, wenigstens 1200 Einwohner haben. In Chilicothe, am ziemlich beträchtlichen Scioto-Strom, befremdete uns, mehrere Häuser und Kaufläden gänzlich geschlossen zu sehen. Wir erfuhren, daß eben ein bösartiges Fieber herrschte, welches schon viele Leute weggerafft habe. Mit Ausnahme von Neu-Orleans, welches alljährlich zur Zeit der Hitze, im Juli, August, September seine regelmäßige Fieberzeit hat, ist Chilicothe der einzige Ort in den Vereinstaaten gewesen, wo dies Jahr die bleiche Noth eingekehrt ist.

Eine Stadt von der andern, unter den obengenannten, ist acht bis sechszehn Stunden ent-

legen. Von einer zur andern führt eine äuſſerſt mittelmäßige Landſtraße, faſt durch immerwährende Waldungen. Nur in Zwiſchenräumen von vier, fünf, ſechs Stunden erblickt man etwa eine einzelne Pflanzerhütte. Und auch dieſe ärmlichen Hütten ſind noch ganz neu, erſt von angekommenen Anſiedlern aufgeſchlagen, zwiſchen Wäldern und wilden Wieſen.

Dieſe Wieſen ſind große Savannen; man heißt ſie jetzt noch in Amerika Büffel-Wieſen, weil hier die Büffel ehemals ganz einheimiſch waren. Nun aber ſind dieſe Thiere ſeit zehn Jahren aus den Staaten Ohio und Indiana beinahe gänzlich verſchwunden. Auf den Wieſen, obgleich ſie mit den Wäldern in gleicher Ebene liegen, wächſt kein einziger Baum, kein Gebüſch und Geſträuch. Alles iſt mit hohem Graſe und Kraut dick überwachſen.

Wohldurchnäßt, bei tüchtigem Regenwetter, kamen wir endlich nach Cincinnati, wo wir im zierlichen Gaſthof Washington-Hall ohngefähr dreißig Reiſende beim Nachteſſen fanden, und uns erquickten.

Cincinnati im Ohioſtaat, liegt an der Südgrenze von Kentuky, an der Weſtgrenze von Indiana, ſehr vortheilhaft auf dem rechten Ufer

des Ohio. Die Stadt wurde im Jahr 1790 gegründet; hatte noch im Jahr 1798 nur hölzerne, grobgezimmerte Häuser, ist jetzt aber sehr hübsch, und nach dem Plan von Philadelphia gebaut, und zählt 14,000 Einwohner. Sie steht 75 Schuh höher, als der mittlere Stand des Ohio. Denn dieser Fluß steigt, wenn der Schnee schmilzt, oder nach starken Regengüssen, über 45 Schuh hoch, und bespült dann sogar den Fuß der ihm nächstgelegenen Häuser. Von solchen ungeheuern Anschwellungen eines Stroms kennt man in Europa nichts Aehnliches.

Eben diese anmuthige und bequeme Lage Cincinnati's bewirkt schnelle Vergrößerung und lebhaften Verkehr der Stadt. Täglich kommen Dampfboote an, oder gehen ab. Es sind von hier bis Neu-Orleans noch 540 Stunden. Ein Dampfboot fährt stromab in acht Tagen dahin. Hingegen von Cincinnati weg stromauf nach Pittsburg sind nur 280 Stunden; das Dampfboot braucht aber zehn Tage dazu.

Man weiß, am Ohio war in der Urwelt eine recht eigentliche Heimath jener verschwundenen riesenhaften Thierart, die den Namen der Mammuth trägt, und Cuviers Forscherblick und Fleiß schon in mehrere Arten getheilt hat. Ich

ſah zu Cincinnati eine ganz koſtbare Sammlung von Ueberreſten dieſer ungeheuern Gerippe. Ein Zahn, von der Geſtalt eines Elephantenzahns, hat die Länge von 6 Schuh, und iſt 150 Pfund ſchwer. Dieſe Sammlung iſt im hieſigen Muſeum, wo man auch andere Natur- und Kunſtſeltenheiten Amerika's, eine lebendige Klapperſchlange in einem eiſernen Käfig, Mineralien, Kleider, Schmuckwerk und Waffen der Indianer, die noch vor einigen Jahren nicht weit von der Stadt wohnten, ſchöne Oelgemälde von amerikaniſchen Künſtlern u. ſ. w. aufgeſtellt findet. In einem anſtoßenden Saale verſammelt ſich täglich Abends ſehr zahlreiche Geſellſchaft, um die Zeitſchriften und Blätter aus allen Gegenden der Vereinſtaaten zu leſen. Viermal wöchentlich hält hier Herr Dorfeuil, der die Güte hatte, mich ins Muſeum einzuführen, ein gelehrter, liebenswürdiger Canadier, öffentliche Vorleſungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Die andern Tage ſind Konzerte im Muſikſaal, deſſen Hintergrund eine ſehr reichgebaute Orgel ziert, auf welcher Herr Dorfeuil meiſterhaft ſpielt.

An der Gewerbigkeit einer ſolchen Stadt wird wohl Niemand zweifeln. Da wohnt ein geſelliges

Mirmidonenvolk, wovon wenigſtens die Hälfte aus Engländern, Deutſchen, Italienern, Schweizern und Franzoſen beſteht, die alle mit Freuden ihren alten Vaterlanden entſagt haben. Faſt bei allen Gewerben verrichten Dampfmaſchinen ihren Dienſt, die auch die Brunnen ſämmtlicher Stadtviertel mit Waſſer verſehen müſſen. Die größte Dampfmaſchine, deren künſtlicher Bau bewundernswürdig, ja einzig in ſeiner Art geweſen ſein ſoll, war wenige Wochen vor unſerer Ankunft abgebrannt. Sie hatte zu gleicher Zeit mehrere Mahl- und Sägemühlen, dann ein Diſtillirwerk, eine Baumwollenſpinnerei und endlich noch eine Wollkrämpelmaſchine getrieben.

25.

Beſuch von Neu-Vevay.

(28. Sept. bis 4. Okt.)

Mein junger Begleiter und Freund verließ mich in Cincinnati und kehrte zur Kolonie ſeines Vaters zurück. Ich gab ihm mein Pferd mit, und beſtieg ein Dampfboot, den Spartaner, das nach Madiſon, einem Städtchen in Indiana, ohngefähr fünfunddreißig Stunden zu

Waſſer von Cincinnati, abfuhr. Ich wollte eigentlich nach Neu-Vevay, das zehn Stunden näher liegt, um dort einige alte, europäiſche Bekannte und Freunde zu beſuchen. Der kleine Umweg verſchlug mir nichts. Auf dem Spartaner fand ich ein Dutzend Reiſende, die bei meinem Eintritt ins Zimmer alle mit Leſen oder Schreiben beſchäftigt waren.

Das Boot flog ſchwalbenſchnell längs den hohen, ſchroffen Waldufern des Ohio dahin. Von Zeit zu Zeit gingen flüchtig, wie Zauberlaternenbilder, ſchöne Landhäuſer und maleriſche Pflanzer-Einſiedeleien an uns vorbei. Die Dampfboote auf dem Ohio, obgleich die Bedienung der Gäſte, wie überall, vortrefflich iſt, ſind doch minder groß, als auf dem Hudſon, und platter, daher auch in ihrer Mechanik anders eingerichtet. Der Grund davon liegt darin, daß ſie beim niedrigen Waſſerſtande, vom Juli bis November, leichter über die zahlreichen Sandbänke hingleiten können.

Wir waren Mittags von Cincinnati abgefahren, den andern Morgen um ſechs Uhr befand ich mich in einer der fruchtbarſten Landſchaften am Ohio zu Madiſon. Nachts ging ein Dampfboot ſtromauf nach Vevay, das ich benutzte.

Bekanntlich wurde Neu-Vevay im Ohiostaate von den drei Brüdern Dufour, aus dem Kanton Waat, im Jahr 1802 gegründet. Diesen Schweizern folgten noch in demselben Jahr, und in den folgenden, mehrere ihrer arbeits- und freiheitslustigen Landsleute. Anfangs legten sie sich besonders auf den Weinbau, wozu sie die Pflanzen aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten. Diese Reben trieben sogleich ausserordentlich, waren sehr saftvoll, aber plötzlich im August starben sie ab. Eben so fruchtlos blieben spätere Versuche mit den Pflanzen vom Ufer des Genfersees. Jetzt aber haben sie, und mit besserm Erfolg, Reben vom Kap der guten Hoffnung und von der Insel Madera angepflanzt. Sie gedeihen gut, und bei achtzig Jucharten Landes sind schon damit bedeckt. Die Rebstöcke sind in lange Reihen, spalierartig gesetzt, und eine Reihe von der andern ist so weit, daß der Pflug zwischen durch kann, weil man sich dessen hier bedient. Ich fand die Trauben damals schon reif. Die Beeren sind von einer dunkeln Schwärze, groß wie Pflaumen, und haben eine dicke Haut. Ihr Geschmack ist himbeerenartig, ziemlich angenehm. Auch der Wein behält diesen Himbeergeschmack lange. Doch trank ich auch einen hellrothen,

sehr alten, der wenig vom rothen Neuenburger in der Schweiz verschieden war.

Jetzt wohnen in Vevay ohngefähr hundert Familien aus der Schweiz, und eben so viele amerikanische. Da die Lage des Orts gewiß angenehm, der Boden ergiebig, das Klima mild ist, sollte er wohl bevölkert sein. Denn weit umher und ringsum ist eine Menge von Landhäusern und Pflanzungen. Man sagte mir aber, die Herrn Dufour, die das Land alles von der Regierung an sich gekauft hatten, wären anfangs, mit dem Preis der Grundstücke, bei deren Wiederverkauf zu theuer gewesen. Sie hätten sogleich daran ein Gutes gewinnen wollen, und blos davon meistens an Amerikaner verkaufen können, von denen nachher die wenigsten im Stand gewesen seien, zu zahlen. Viele Schweizer setzten sich daher in der Nachbarschaft an, wo sie eben so gutes und wohlfeiles Land fanden und sich gegenwärtig sehr gut stehen. Wären alle Höfe derselben in Vevay vereint, würde dies eine der beträchtlichsten Kolonien sein.

Trotz dem, daß Vevay nur aus zwei oder drei leidlichen Straßen besteht, führt es doch den Namen einer Stadt. Die Gassen, die noch

künftig werden ſollen oder können, die einſtigen öffentlichen Plätze, Märkte u. ſ. w. ſind ſchon vorgezeichnet und vorbehalten.

Denn, wie ich's ſchon geſagt habe, hier zu Lande entſtehen die Städte nicht, wie in der alten Welt, durch eine Reihe von Zufälligkeiten im langſamen Gang der Jahrhunderte, ſondern durch einen Regierungsbeſchluß, ehe ſie noch da ſind. Die Regierung der Vereinſtaaten läßt nämlich die weitläuftigen Landſtriche, welche ſie durch Eroberung oder Kaufverträge von den Stämmen der Indianer erworben hat, durch angeſtellte Sachkundige unterſuchen, vermeſſen und chartiren. Dann wird das Ganze in „Stadtſchaften“ oder, weil man dies deutſche Wort nicht gebraucht, in Stadtgebiete (Town-Ships) eingetheilt. Jede Stadtſchaft beſteht aus fünfunddreißig Abſchnitten; ein Abſchnitt enthält 640 Jucharten Landes, die Juchart zu 36,000 Geviertſchuh. Einen oder zwei von den in allen Hinſichten am vortheilhafteſten gelegenen Abſchnitten, in der Nähe eines Fluſſes oder Sees, in angemeſſener Entfernung von beſtehenden Städten, ließt man zur Gründung der dereinſtigen Stadt aus; entwirft dazu die Anlage der Straßen und öffentlichen Plätze; beſtimmt

die Stellen, wo die öffentlichen Gebäude stehen sollen, und läßt den übrigen Stadtraum frei, sich zur Anlegung von Wohngebäuden u. dergl. zu verkaufen.

Die dem Stadtraume zunächst gelegenen vier Landabschnitte bleiben jedesmal Staatsgut. Es sind diese drittehalbtausend Juchart von der Regierung zur Unterhaltung einer höhern Schulanstalt, eines Kollegiums, oder anderer Staatseinrichtungen für das Gemeinwesen geweiht.

Die noch übrig gebliebenen andern neunundzwanzig oder dreißig Landabschnitte, die zusammen über 19,000 Jucharten betragen, werden vom Staat an die, welche sich ansiedeln wollen, verkauft, die Juchart zu ein bis fünf Dollars, je nach der Güte des Bodens, oder der Nähe einer Stadt, eines Flusses u. s. w. In Indiana, auch in Illinois, wo die Bevölkerung bis jetzt noch schwach ist, kauft man auch die Juchart sehr gut gelegenen Landes um einen halben Dollar. Die halbe Zahlung wird baar geleistet, die andere Hälfte in langen Fristen.

Seit dem Eintritt der fruchtbaren Jahrgänge nach 1817 ist der Werth der Grundstücke, wie in Europa, auch in Amerika beträchtlich

gesunken. Bei Athen z. B. ward noch vor fünf Jahren die Juchart mit fünf Dollars bezahlt; gegenwärtig sind ein und zwei Dollars der laufende Preis. Man bot mir in Vevay ein Landgut an; es hatte zwei Häuser von gezimmertem Holz; beim Wohnhaus einen Garten mit 500 reichtragenden Obstbäumen; 192 Juchart Land, davon sechszig urbar gemacht und zwei Rebland waren. Das Alles bot man mir für 1000 Dollars (225 Louisd'ors) baare Zahlung an. Für eben dies Bauergut zahlte die Familie Gaulay vor zehn Jahren 3000 Dollars, wiewohl davon noch nicht halb so viel Boden zum Anbau aufgebrochen war.

So sind die neuern Staaten des Bundes alle in Stadtschaften oder Townships eingetheilt. Jede Stadtschaft mag also ohngefähr zehn Geviertstunden Flächenraums betragen.

Der Grund und Boden bei Vevay, so wie im größern Theil des benachbarten Indiana, ist sehr fruchtbar. Die Rebengelände liegen alle in der Ebene, nirgends an Hügeln. Zwar eine Viertelstunde von der Stadt erhebt sich der Boden hügelartig; er ist aber leicht und sandig, und der Regen, welcher, wenn er hier fällt, stromweis niederrauscht, würde das gute Erdreich bald

hinwegwaschen. Man baut hier übrigens alle Getreidearten, wie in Europa; das Obst gedeiht herrlich, besonders sind die Aepfel von ungemeiner Größe, saftreich und kräftig. Man bereitet deswegen viel Aepfelwein, den man mit Whisky (Branntewein), ein Maß auf zwanzig Maß Cidre, versetzt. Es ist ein vortreffliches Getränk und hat daher sehr großen Absatz. Der hiesige Whisky wird aus Korn und Mais gebrannt. Mais gedeiht im Uebermaß. Ich sah Felder, deren Maispflanzen eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß hatten, jede mit dicken, schuhlangen Aehren belastet.

Alle diese ländlichen Erzeugnisse finden aber ihren besten Preis und Absatz nur in Neu-Orleans. Darum gehen mehrere Einwohner von Vevay regelmäßig alle Winter mit großen Schiffsladungen ihrer Aernten dahin. Gewöhnlich fahren sie Ende Oktobers ab und sind sechs Wochen unterwegs. Der Preis ihrer Waaren wechselt, je nachdem viele oder wenig Fahrzeuge aus dem Innern des Landes in gleicher Absicht angekommen, oder viele oder wenig Schiffe von Mexico und Südamerika erschienen sind, um Einkäufe zu machen. Die Natches-Zeitung gab die Zahl der aus dem Innern nach Neu-Orleans

gekommenen, mit Feldfrüchten beladenen Fahrzeuge, während des Winters von 1823 auf 1824, zu 12,400 an. Man kann sich daraus einen Begriff von der Masse der ausserordentlichen Aernten machen, die noch im Lande selbst verbraucht wird.

Die Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Virginien und Kentuky insgesammt bringen auf den Markt von Neu-Orleans ohngefähr dieselben Erzeugnisse, nämlich Getraide, Semmelmehl, Whisky, Aepfelwein, gemeine und süße Erdäpfel, eingesalzenes Rind- und Schweinefleisch, gedörrte und gegerbte Häute, Potasche, Fett, lebende Schweine, Schafe und Geflügel. — Die Staaten Tennesee und Alabama hingegen liefern Baumwolle; der Missisippi- und Misouri-Staat Ahorn- und Rohr-Zucker.

Die zahlreichen Wasserstraßen Nordamerika's erleichtern die Verbindung und den Verkehr der entlegenen Gegenden ungemein. Und doch sehe ich, was da ist, nur noch als natürliche, rohe Anfänge an, welche, mit Ausnahme der Dampfboote, die Hand der Kunst bisher noch nicht berührt hat. Es sind nur erst ein Paar Hauptkanäle geschnitten; Spielraum bleibt noch für andere übrig. Eine Menge kleinerer Gewässer

laſſen ſich noch zum Verkehr in Werth ſetzen. Die vornehmſten, das heißt ſchiffbaren Ströme, welche ſich alle in den Ohio und Miſſiſippi werfen, ſind der Kanhaway, der Scioto, der Miami, der Kentuky, der Wabaſh, der Illinois, der Tenneſee, der Cumberland, der Miſſouri, der Arcanſas und der rothe Strom.

Alle weſtlichen Staaten haben demnach nur einen einzigen Hauptmarkt, Neu-Orleans, dem ſie ihre Waaren zuführen können. Es geſchieht dies auf Fahrzeugen, die alle von gleicher Bauart, achtzig Schuh lang, ſechszehn breit, und mit zwei Verdecken verſehen ſind. Man heißt ſie Flazboats (Flachboote). Beladen gehen ſie 3½ Schuh tief in's Waſſer, und ragen eben ſo weit hervor. Ein Mann mit dem Ruder am Vordertheil, ein anderer hinten am Steuer, lenken das Schiff beſtändig in die Mitte der Flußſtrömung. Wo die letztere ſtark iſt, legt man in einer Stunde anderthalb Wegſtunden zurück, wo ſie gering iſt, nur die Hälfte. Nachts wird das Flazboat irgend an einen Baum feſtgebunden, und ſtillgehalten. Flußaufwarts wird es nie wieder gebracht, ſondern, angelangt an ſeinem Beſtimmungsort, verkauft mans um Spottgeld. Was auf dem Bauplatz 100 bis 120

Dollars gekoſtet hat, ſchlägt man um zehn Dollars mit Vergnügen los; die mit ſolchen Schiffen gekommenen Perſonen kehren dann auf Dampfbooten wieder in ihre Heimathen zurück.

Leider erfährt man noch jedes Jahr von Unglücksfällen auf dieſen gewaltigen Flüſſen. Alle Schifffahrtskunſt hilft dagegen nicht. Die Strombetten ändern häufig; entwurzelte, rieſenartige Bäume lagern ſich quer ein. Sandbänke und ſelbſt Inſeln treten hervor, wo ſonſt keine waren. Ein Schweizer, der auf die Art in einem Jahr zwei befrachtete Fahrzeuge verloren hatte, erzählte mir, daß er, nach ſeinem Unglück, erſt vernommen, es hätten wenige Tage zuvor zwölf Fahrzeuge das nämliche Schickſal in der nämlichen Gegend erfahren.

Herr Morin in Neu-Vevay erzählte mir, er ſei im Februar 1823 auf dem damals größten Dampfſchiff, genannt der „Tenneſee“, den Miſſiſippi heraufgefahren. Wie das Fahrzeug in der Höhe der Natches war, ſchoß es gegen einen Baum, der noch feſt an den Wurzeln hangend, mitten im Waſſer lag, und mit ſeinem Wipfelende den Kiel des Schiffs durchbohrte. Es war neun Uhr Abends, finſtre Nacht, bei kaltem Regenwetter. Die Piloten und

Mechaniker machten ſogleich Lärmen. Die Reiſenden auf dem Verdeck, ihrer ohngefähr neunzig Perſonen, hatten den Stoß geſpürt und die Gefahr blieb ihnen kein Geheimniß. Der Kapitain, ſchon im Bett, ſprang auf, lief umher zu den Reiſenden, die zum Theil auch ſchon in den Betten im Zwiſchenverdeck waren, kündigte ihnen die Gefahr an und mahnte ſie, an ihre Rettung zu denken. Während er noch redete, ging er zur Thür, die zur Dampfmaſchine führt; indem er ſie öffnete, um hineinzutreten, ſtürzte durch die Erſchütterung des Fahrzeugs eine Holzbiege in der Nähe zuſammen und verrammelte die Thür. In demſelben Augenblick ging auch das Schiff unter, um nie wieder zu erſcheinen. Alle ſpätere Nachforſchungen, es zu finden, ſind fruchtlos geblieben. Die Perſonen, die zwiſchen den Verdecken waren, hatten indeſſen das, was ſie in ihren Reiſekiſten vom Beſten beſaßen, genommen und ſich damit ins Waſſer geſtürzt, um ſchwimmend ein Ufer zu erreichen. Da blieben ſie, ungewiß ihres Looſes, die lange, finſtere, regneriſche Winternacht, vor ſich die brüllende Fluth, hinter ſich Felſen, mit den Füßen noch tief im Waſſer. Von etwa 150 Perſonen, die überhaupt auf dem Dampf-

boot gewesen waren, hatten nur achtzig das Leben davon gebracht. Der junge Morin, der nun seine Reise zu Lande fortsetzte, kam erst Ende Aprils in Vevay an, wo man ihn schon zu den Todten gerechnet hatte.

Auch in Vevay wird die englische Sprache, wie überall in den Vereinstaaten, nach und nach die herrschende Landessprache werden, obgleich mehr als die Hälfte der Einwohner nur die deutsche und französische aus Europa mitbrachten. Schon jetzt werden die Sitzungen des Gerichts, in denen ein Herr Dufour erster Richter ist, in englischer Sprache gehalten. Derselbe Fall ist in den öffentlichen Schulen und bei den gottesdienstlichen Versammlungen. Diese Uebung waltet in allen Umgegenden von Vevay, tief ins Gebiet von Kentuky hinein, obgleich auch dort die Hälfte der Bevölkerung aus Deutschen und Franzosen zusammengesetzt ist. Man findet da nicht einen einzigen Geistlichen, der in diesen beiden Sprachen predigt.

Man läßt sich diese anfangs peinliche Unbequemlichkeit, eine neue Sprache zu lernen, gern gefallen, weil sie zweckmäßig ist. Zudem sind die Vortheile zu groß, Bürger dieses neuen und väterlichen Vaterlandes zu sein. Bürger

iſt man nach fünfjährigem Aufenthalt in demſelben, wenn man den Eid der Treue geleiſtet und geſchworen hat, nicht in Dienſt, Amt, Gehalt irgend einer europäiſchen Regierung zu ſtehen. Dann hat man an allen Rechten des Staatsbürgers Theil, wählt in den Verſammlungen die Obrigkeiten und läßt ſich wählen, ſei es unmittelbar durchs Volk oder von den durchs Volk ernannten Wahlherrn. Dabei iſt jeder waffenfähige junge Mann von zwanzig Jahren, zur Zeit des Kriegs, Streiter fürs Vaterland. Er übt ſich in Waffen. Jährlich etwa ein dutzendmal werden Kriegsübungen vorgenommen.

Als ſich die Schweizer von Vevay das erſtemal zu dieſen Waffenübungen ſtellen mußten, es war einige Tage vor dem „vierten Juli“, dem Denktag und Feſt der amerikaniſchen Unabhängigkeit, verlangten ſie dem Artillerie-Corps einverleibt zu werden, weil ihrer die meiſten ſchon in der Schweiz in dieſer Waffengattung gedient hatten. Die Regierung ſchickte ihnen darauf ſogleich eine Achtpfünderkanone zu, die von einer Feſte des Illinois-Staates genommen war. Dies Geſchütz, nebſt allem Zubehör, ward den amerikaniſchen Schweizern mit Feierlichkeit

und ermunternden Wünschen übergeben. Sie übten sich sogleich wieder freudig ein, und zehn Tage nachher erschienen mit ihrer Kanone, zum mächtigen Erstaunen der Altamerikaner, die in ihrem Leben keine Uniformen gesehen hatten, fünfundzwanzig Mann in blauer Kriegstracht mit rothen Aufschlägen und Bärenmützen. Noch mehr verwunderte man sich über die Gewandtheit dieser Schützen, und über die Schnelligkeit ihrer hintereinander folgenden Schüsse. Beim Gastmahl, das dem Waffenfeste den Schluß gab, erhielten alle diese Schweizer Offiziersrang.

26.

Einsame Wanderung in der Wildniß.

(4. bis 7. Oktober.)

Noch hatte ich einen ansehnlichen Reisestrich vor mir durch die stillen, unbevölkerten Wildnisse von Kentuky und Virginien, um wieder in die angebauten Landschaften der östlichen Staaten zu gelangen. Die Jahreszeit war vorgerückt, die Witterung schon unzuverlässig. Ich wünschte, der weite Raum von Wäldern, Strömen, Ebenen und Hügeln zwischen dem Ohio und dem freundlichen Baltimore läge schon hinter mir.

Darum zauderte ich nicht länger, überwand mich, ſagte meinen lieben Bekannten im amerikaniſchen Vevay Lebewohl, und ſetzte in einer Fähre (Ferryboat) über den Fluß, die da immer zur Ueberfahrt von Menſchen und Vieh bereit liegt. Jetzt ſtand ich auf dem Boden des Kentukygebiets. In einer Stunde war ich zu Gand, einem kleinen Flecken, der gegen Vevay über liegt. Ich hatte verſprochen, hier noch den Herrn Agnel zu beſuchen, der auf ſeiner Niederlaſſung eine ſchöne Weinrebenpflanzung unter Aufſicht des Herrn Obouſſier von Lauſanne hat.

Da und in den Umgebungen ſah ich zum erſtenmale Neger-Sklaven auf dem Felde arbeiten. Der Anblick war mir widerlich. Noch inmitten der großen, ſchönen Freiſtätten des Menſchenrechts auf Erden Sauerteig aus dem ziviliſirten Europa! — O dies gelehrte, feinſittige, philoſophiſche, glaubensſtrenge, ſchönredneriſche, bücherreiche, heldenmüthige, chriſtliche Europa, wie iſt es doch mit ſeinen Verfaſſungen, Geſetzen, Kaſten, mit ſeinen Timurlengs und Dſchengiskhanen, mit ſeinen Confutſen und Zoroaſtern, Sadi's und Bidhay's, mit ſeinen Lama's, Braminen und Suder's ſo auffallend der Großmutter Aſia Zug um Zug verwandt!

Indeſſen die Negerſklaverei wird nun in Nordamerika gänzlich abgethan; und ſchon gegenwärtig iſt das Loos der Schwarzen ſehr mild.

Den Sonntag vor meiner Ankunft hatte eine Negerin des Herrn Agnel Hochzeit mit einem Schwarzen aus einer andern Niederlaſſung gehabt. Das iſt ein hoher Tag für dieſe Kinder Afrika's, denn, auſſer allen andern Genüſſen, wird ihnen auch für dieſen Tag, aber nur für dieſen, die Freiheit, wie ein flüchtiges, ſüßes Naſchwerk, gelaſſen. Es iſt Sitte, daß an ſolchem Tage der Herr der Pflanzung und ſeine Familie das Haus verlaſſen. Die verlobte Negerin ladet aus der Nachbarſchaft ſo viele ihrer Freundinnen ein, als ſie will; der ſchwarze Bräutigam thut desgleichen.

Zeitig erſcheinen die Gäſte insgeſammt Morgens, aufs Beſte ausgeſchmückt, größtentheils zu Pferde oder in leichten Reiſewagen. Eine kleine Negerin an der Hausthür meldet die Ankommenden, wie ſie nacheinander erſcheinen, mit ihrem Namen (am meiſten ſind Dſchin und Jak) und dem Familiennamen des Pflanzers, welchem ſie angehören. Sie legen nun in ihre Begrüßungen, in ihre Geſpräche und Unterhaltungen die möglichſte Artigkeit. Alles nennt

einander Herr, Frau, Fräulein (Gentleman, Lady ꝛc.). Da iſt nicht das Rohe, Plumpe, Steife, wie allenfalls bei Leibeigenen in Europa, oder an Bauernhochzeiten. — Die Mahlzeit, die im Einzelnen und Ganzen wohlgewählt und wohlgeordnet iſt, dauert gemeinlich bis gegen Abend, dann beginnt die Luſt der Tänze durch die Nacht bis zum Morgen, wo jeder in ſeine Pflanzung heimkehrt, um im Schlaf die Maske der Freiheit wieder abzulegen, die er für einen Tag getragen hatte.

Die Pflanzer begünſtigen dergleichen Heirathen gern. Verheirathete Neger, weil ſie einander anhangen, arbeiten fleißiger, betragen ſich anſtändiger, aus Furcht, von ihren Herren verkauft und von der Geliebten getrennt zu werden. Der verheirathete Neger wohnt oft drei bis vier Stunden Wegs von ſeiner Frau. Alle Woche einmal beſucht er ſie und ſeine Kinder, denen er mit voller Seele gehört.

Es gilt, wie bei den Sklaven oder Leibeigenen Europens, auch hier die Uebung des barbariſchen Mittelalters: partus sequitur ventrem. Nämlich die Kinder aus dieſen Ehen gehören demjenigen Pflanzer, dem die Mutter angehört. Und ſind die Kinder erwachſen, hat er für ſeinen Bedarf

zu viel Neger, kann er sie anderswohin verkaufen. Nicht nur Neger, auch Mulatten (von Europäern und Negerinnen), und Quarterons (von Europäern und Mulattinnen oder Mestizinnen, Töchtern eines Europäers und einer Indianerin) sind unter den Sklaven.

Drittehalb Stunden Wegs von der Niederlassung des Hrn. Agnel, nicht weit von Frederiksburg, fand ich mitten in Wildniß und Wald vier einsame Schweizerfamilien aus dem Waatlande angesiedelt. Sie wohnten hier ganz behaglich nun schon seit sechs Jahren, aber im vollsten Sinn des Wortes, geschieden von der übrigen Welt der Lebendigen, sich selbst ihre Welt bildend. Es waren die Familien Guinand, Vater und Sohn, Perfot und Rochat. Sie hatten keine Sehnsucht nach dem Treiben draussen. Sie schienen in ihrer Einsiedelei ganz zufrieden. Warum hätten sie es nicht sein sollen? Der dankbare Boden, den sie bauten, die kleinen Heerden ihres Hausviehs, die nahe Jagd umher, stillten ihre einfachen Bedürfnisse im Ueberfluß, und ihre Wohnungen gewährten ihnen jede Bequemlichkeit, die sie fordern mochten. Sie nahmen mich mit Herzlichkeit bei sich auf.

Ich aber wollte eigentlich noch die Gruben

von Bigbone ſehen, die nicht gar entfernt ſein ſollten, und wo die vielen Mammuthsgebeine gefunden werden. Ich machte den Weg zu Fuß, weil ich nur dem Ufer des Fluſſes nachzugehen hatte, um eins der Dampfboote anſichtig zu werden, die alltäglich den Ohio herauffahren.

Indem ich alſo durch Wald und Wilde ſinnend hinwanderte, mit den Gedanken noch die Einſiedelei der vier Familien umſchwebend, ſah ich plötzlich, zwiſchen den Bäumen hervor, als wäre ein Umhang weggezogen, eine unerwartete Erſcheinung. Auf einem prächtigen Roſſe ſaß in fremder aber koſtbarer Tracht ein junges, ſchöngewachſenes Frauenzimmer, mir entgegenreitend, und von zwei andern, ebenfalls zu Pferde, gefolgt, als wären es Dienerinnen. Die eine von dieſen ſchien hieſigen Landes zu ſein. Die reizende Gebieterin voran trug ein bläuliches, nettes Jagdkleid, reichverziert, zu ſchmuckvoll für dieſe Einöden; dazu einen feinen, breiten Strohhut, von welchem ſeitwärts ein grüner Schleier herabfloß.

In Wielands, Arioſtos und Taſſos Gedichten kann man wohl ſolchen Feengeſtalten oder irrenden Damen mitten in unbekannten Wildniſſen begegnen. Aber in einem der ameri-

kanischen Urwälder, wo kaum der Weg recht erkennbar war, wo weit umher Todesschweigen herrschte, welches das Wellengeräusch des Ohio nur feierlicher machte, wo ich für solche Tracht und Pracht kein Schloß, keine große Stadt in der Nähe wußte, glaubte ich dergleichen nie erwarten zu können. Ich war auch in der That so überrascht, ich muß sagen, verblüfft, daß ich, ohne an diese neue Diana ein Wort zu richten, sie nur anstaunte. Ich konnte mich nicht erwehren, sogar meinen Hut, ganz gegen Landessitte, höflich vor ihr abzuziehen. Sie erwiederte mit einem artigen Gegengruß und verschwand hinter mir zwischen den Bäumen. Es verdrießt mich noch jetzt, daß ich die Geistesgegenwart in dem Grade verlor, sie nicht einmal anzureden.

Ich wanderte weiter. Der Weg war übel. Von Zeit zu Zeit ging er mir unter den Füßen gänzlich aus, und ich behielt nur die Sonne zur Gehülfin, meine Richtung zu wählen. Länger, als ich vermuthet hatte, mußte ich in der Einöde dahin pilgern. Nach viertehalb Stunden kam ich endlich zu einem einsamen Weiler, der Sugaroreak hieß. Meine Ermüdung machte mich zufrieden, nur ein Obdach und Menschen zu sehen.

Freundlich ward ich von den gutmüthigen Pflanzern in ihrer saubern Wohnung empfangen. Es war ein junges Ehepaar, welches aus Massachusets sich hierher begeben und angesiedelt hatte. Die Leutchen wohnten erst seit zwei Jahren in Sugaroreak und schienen mit ihrem Aufenthalt wohl vergnügt. Ich verlangte etwas zu essen. Man bediente mich nicht nur sehr reinlich, sondern auch mit ausgewählten, wohlbereiteten Speisen, wie ich gerade hier nicht zu erblicken gedacht hatte.

Jetzt erfuhr ich, daß ich bis nach Bigbone noch sieben Stunden Wegs zu machen habe, und mich ohne Pferd und ohne Wegweiser kaum dahin finden würde. Da sagte ich in meinem Herzen den Mammuths-Gräbern Valet, und beschloß, bei meinen freundlichen Wirthen zu übernachten, um von da auf einem Dampfboot geradeswegs nach Cincinnati zurückzukehren. — Schon Abends hörte man zwei Kanonenschüsse vom Ohio, die von den weiten Wäldern umher den Gegengruß in sekundenlangem Wiederhall zurück empfingen. Die Zeichen kamen von zwei Dampfbooten, General Pike und Ostrich, welche den Fluß hinab gen Laurencebourg fuhren, und in der Morgenfrühe wiederkehren mußten.

Der Abend verfloß in traulicher Unterhaltung. Wie viel läßt ſich aus den Geſprächen einfacher Menſchen lernen, die in gleichweiter Entfernung von der Thierheit des Wildenthums und der Thierheit des verkünſtelten, überfeinen Städterweſens, groß, beſcheiden, frei und wahrhaft, wie die Natur ſind! Als ich zu meinem Nachtlager ging, war der reine Himmel ſchwer von Sternen. Der aufgegangene Mond zitterte hinter den Wipfeln rieſenhafter Bäume, die er ſchon ſeit Jahrhunderten beſchienen. Ein weites Schweigen waltete um die Pflanzerwohnung in den Wäldern und längs dem Ufer des Ohio. Es war aber das alte Schweigen der Einöden, welches auch der Tag ſelbſt nicht ſtört, es ſei denn, daß ein Sturm durch die endloſen Forſten zieht.

Morgens ſechs Uhr kam das Dampfboot General Pike ſchon wieder den Fluß aufwärts. Ich hörte das Ziſchen der Dämpfe ſchon aus der Ferne. Auf ein Zeichen, das ich vom Ufer gab, erſchien ein Kanot, das mich zum Schiffe brachte. Abends fünf Uhr ſtieg ich ſchon in Cincinnati ans Land. Einer meiner neuerworbenen Freunde, Herr Perret, nahm mich ſogleich mit ſich in ein Konzert, das zu Ehren

Lafayettes gegeben wurde. Dieser Anlaß, diese Töne, und die Gesänge hatten auf mein Gemüth tiefen Eindruck. Es wurden die Namen Wilhelm Tells und Lafayettes und Washingtons gefeiert. Es ist doch das Göttliche in der Brust der Sterblichen, zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen, das hoch Vorwaltende, und das, was immerdar am innigsten ergreift. Die Welttheile und die Jahrtausende erkennen keine andere Heroen, als die Heroen der Menschheit und ihres ewigen Rechts. Was weiß man doch nach Jahrtausenden von unsern Tags- und Schlachthelden, den Massenas und Moreaus, den Wellingtons und Blüchers und wie sie heißen mögen? Höchstens beschäftigt sich mit ihnen ein müßiger Geschichtsklitterer, oder der Knabe schleppt sie mit hundert ähnlichen im dürren Kompendium zur Schule, um sie wieder zu vergessen.

27.

Fortsetzung des Wegs in der Wildniß.

(8. bis 12. Oktober.)

Es war mir darum zu thun, die französische Kolonie Gallipolis zu sehen. Man rieth

mir, das linke Ufer des Ohio zu verfolgen bis ins Gebiet von Virginien, und dann bei Bigsandi wieder über den Fluß zurückzugehen, um nach Gallipolis zu kommen. Ich kaufte mir zu dem Ende ein braves Reitpferd, ließ mich damit von Cincinnati auf einer Fähre nach Neu-Port im Staat Kentuky über den Ohio setzen, und reiſete ſo dem linken Stromufer nach, ohne beſondern Merkwürdigkeiten oder Abentheuern zu begegnen. Am dritten Tag Abends war ich neunundzwanzig Stunden von Cincinnati in einem geringen Städtchen, Namens Washington.

Hier vernahm ich vom Wirth, der von Straßburg gebürtig war, aber nicht drei Worte mehr deutſch verſtand, daß ich ganz irre gefahren ſei. Ich gerieth in nicht geringe aber keineswegs angenehme Verwunderung, als ich hörte, ich müſſe wieder eine gute Strecke zurück, und habe einen Umweg von zwölf bis dreizehn Stunden gemacht. Man muß es gar nicht übel deuten, wenn die Leute in dieſem neuen Lande die vaterländiſche Geographie ſchlecht inne haben. Sie lernen ſie nur aus dem Munde der Reiſenden, und pflanzen ſie überlieferungsweiſe fort.

Alſo kehrte ich den andern Tag, in mein Schickſal ergeben, geduldig um, wandte mich

gerade gegen den Ohio, setzte zu Maysville, vier Stunden oberhalb Augusta, über den Fluß, und kam dann, nach sechs Wegstunden, in West-Union, auf der Landstraße nach Cincinnati gelegen, an.

In den meisten Pflanzungen und Niederlassungen, durch die ich während der letzten vier Tage im Gebiet von Kentuky gekommen war, wurden zahlreiche Sklaven gehalten, welche zur schweren Landarbeit gebraucht werden. Der Anblick dieser Unglücklichen, in welchem Menschen, die sich veredelter halten, die heilige Würde, die ewigen Rechtsame der menschlichen Natur entweihen und verletzen, gab mir jedesmal eine üble Stimmung. Saß ich zu Tisch, stand beständig eine Negerin hinter mir, um mich zu bedienen; etwas Unbehagliches für den, der nicht gewohnt ist, sich von Sklaven aufwarten zu lassen. Die Negerinnen verrichten die häuslichen Dienste. Immer auf jede Bewegung des Herrn oder der Gebieterin aufmerksam, können diese keinen Blick thun, den die Negerin nicht versteht, und augenblicklich als Befehl betrachtet und vollstreckt.

Was müssen sich die armen Geschöpfe doch Alles gefallen lassen! Die amerikanischen Ge-

tungen vom vergangenen Monat erzählten, die Gemahlin des Auguſtin Iturbide, des bekannten Kaiſers von Mexico, ſei ſo kaiſerlich-vornehm oder bequem geweſen, daß wenn eine Mücke auf ihrer Hand ſaß, ſie eine ihrer Sklavinnen rief, ſie fortzublaſen. In mehreren Häuſern hörte ich die Hausfrauen ſtets über ihre Negerinnen klagen, wenn etwas im Hauſe nicht war, wie es ſein ſollte. Fehlte etwas an der rechten Bereitung der Speiſen, hatte das Linnenzeug nicht die gehörige Weiße u. ſ. w. — immer waren die Negerinnen ſchuld. Nicht nur die Kaiſerinnen, ſondern ſelbſt die gemeinen Pflanzerinnen werden durch das Sklavenbeſitzen unglaublich bequem.

In den Anſiedelungen von Kentuky gehen die Kinder der Sklaven ganz nackt, bis zum zehnten Jahr, ohne Unterſchied des Geſchlechts. Es iſt oft ein poſſirliches Schauſpiel, vor einer Hütte ein ganzes Neſt voll Negerchen ſpielen und ſich im Staube herumrollen zu ſehen. Die Erwachſenen, alle barfuß, haben keine andere Bekleidung, als ein ſehr grobes, um den Leib zuſammengebundenes Hemd.

Ich blieb nicht in Weſt-Union, ſondern übernachtete zwei Stunden Wegs von da, in

einem Bauernhause. Als ich meinen Bewirther fragte, wes Landes er sei, antwortete er gar treuherzig: «I have the misfortune to be an Irishman.» (Ich bin so unglücklich, Irländer zu sein.) Die Irländer sind nämlich in den Vereinstaaten am wenigsten geachtet. Unter sämmtlichen Ankömmlingen aus Europa gelten sie für die verderbtesten. Schweizer und Deutsche sind in Nordamerika, als gute Landarbeiter, zum Sprüchwort geworden; der Engländer gilt als Spekulant; der Franzose macht sich zum Jäger und klagt über Langeweile. Der Irländer aber, erstaunt über die Wohlfeilheit des Whisky, ergibt sich dem Trunk und den Folgen desselben.

Ueber meinen Irrländer hatte ich, soviel mich betraf, keine Klage zu führen. Er war eine gute Haut. Mein Roß hingegen hätte mehr Grund zur Unzufriedenheit gehabt, denn es mußte die ganze Nacht, da der Himmel den Regen stromweis herabschüttete, im Freien stehen. Obwohl mein Wirth ein Dutzend Kühe, fünf bis sechs Pferde, über hundert Schafe und eine Heerde von Gänsen, Welschhühnern, Enten und Hühnern besaß, hatte er doch keinen Stall. Indeß schien das Pferd dieser amerikanischen

Sitteneinfalt ganz gewohnt zu ſein; denn ich fand es am Morgen ganz friſch und luſtig.

Die aufeinanderfolgenden Regenſchauer erlaubten mir erſt gegen Mittag, mich auf den Weg zu machen. Ich hatte noch vierzehn Wegſtunden bis Portsmuth zurückzulegen. Ein kleiner Strom, Namens Turbynek, mußte mir anfangs lange Zeit als Führer dienen. Mehrmals war ich genöthigt, durch ihn bald an ſein linkes bald an ſein rechtes Ufer zu reiten, um vorwärts zu kommen. Er war vom anhaltenden Regen mächtig angeſchwollen. Das Pferd verlor oft den Grund unter ſeinen Füßen, und wir mußten es beide mit Schwimmen verſuchen. Ich bewunderte die Geduld des guten Thiers, das ſich gar nicht abſchrecken ließ, aus einem Schlammloch ins andere, und von einer Seite des Waſſers zur andern überzuſetzen.

Es iſt, bei naßkaltem, trübem Wetter, ſelbſt im Paradieſe kein anmuthiges Reiſen; um ſo weniger, wenn man ohne Weg und Steg durch ein unbekanntes, einſames Land hinabentheuert. Ich machte mich immer dabei noch auf das Zuſammentreffen mit einem Bären gefaßt; denn mein irländiſcher Wirth hatte mir des Morgens

den Rath gegeben, meine Piſtolen gut zu laden, weil ſich mir vielleicht dergleichen Reiſegefährten durch den Wald aufdringen könnten. Sie ſeien gar nicht ſelten. Allein es zeigte ſich keiner. Doch am Auſſenende des wilden Forſtes ſah ich wenigſtens eine friſche, blutige Bärenhaut. Ein Jäger ſpannte ſie zum Trocknen auf.

Noch ziemlich zeitig traf ich endlich in Portsmouth ein, von Müdigkeit und Hunger erſchöpft. Zwei Aepfel waren binnen vierundzwanzig Stunden meine Nahrung geweſen. Aber ein artiges Wirthshaus, gefällige Wirthe, ein treffliches Nachtmahl, ein gutes Bett ließen mich bald alle Entbehrungen wieder vergeſſen.

Ich hatte jetzt noch bis Gallipolis vierundzwanzig Wegſtunden vor mir, und nur bis zum nächſten Ort, wo ich übernachten konnte, vierzehn Stunden. Drum begab ich mich andern Morgens früh genug auf die Reiſe. In einem Bauernhauſe, vier Stunden von Portsmouth, hielt ich an, um mich und mein Pferd gehörig vorzubereiten, zehn Stunden lang keine menſchliche Wohnung zu erblicken.

Wirklich gings von da ununterbrochen durch ewigen Wald, ſo hoch, ſo dicht, daß auch die Sonnenſtrahlen nur ſelten durch die verwachſenen

Wipfel der Bäume brachen. Landſtraße war keine, man mußte auf die halbverwiſchten Tapfen der Vorgänger genau achten. Hinwieder nahm ich Schnitte und Einkerbungen in den Stämmen links und rechts wahr, die dem Wanderer eine Richtung andeuteten, welche er zu nehmen hatte.

So verging der Tag in ſteter Beſchäftigung, die Spuren der Vorangegangenen oder die Zeichen an Bäumen zu entdecken und zu verfolgen, um mir als Wegweiſer zu dienen. Das brave Roß lief beſtändig ſeinen Trab, als wüßte es, wie weit noch ſeine Krippe wäre. Aber Abends, ſchon war es fünf Uhr, ſtieß ich plötzlich auf zwei Fußwege, von denen einer links, der andere rechts zog. Ich zauderte lange unentſchloſſen, wog alle Für und Wider gegen einander ab, und ſchlug zuletzt rechts ein.

Ich war kaum eine Viertelſtunde fortgetrottet, ſah ich plötzlich, nur noch fünf Schritte von mir, eine dicke Schlange am Boden liegen. Sie hatte ſich kreisförmig zuſammengerollt, und ſtreckte den Kopf auf, mit der Zunge mir entgegenſpielend. Es war, der Farbe nach, die hier Landes bekannte „Copperſnake“ oder Kupferſchlange. Sie hatte die Dicke eines mittelmäßigen Mannsarmes und eine Leibeslänge von ohngefähr

fünf bis sechs Schuh. Sie richtete sich im gleichen Augenblick weiter auf. Die Bewegungen ihres Kopfes und Halses dabei waren sehr schnell.

Unangenehm überrascht gab ich meinem Pferd den Sporn in die Rippen, seitwärts lenkend. Das Roß aber, erschrockener noch als ich, nahm einen gewaltigen Satz und jagte davon. Ich behielt immer das Gesicht, wie Bürgers wilder Jäger, im Nacken, um zu gewahren, ob uns das Unthier verfolge. Ich verlor es aber bald aus den Augen.

Man erzählte mir nachher, daß die Kupferschlange, an ihrer Dicke und grünröthlichen Farbe leicht kennbar, das gefährlichste Thier in diesen Gegenden sei. Sie ist sehr gefräßig und nimmt es mit den größten Thieren auf. Ihr giftiger Biß wird nach einigen Stunden tödtlich, nachdem der Körper vorher zu einer ungeheuern Dicke angeschwollen ist. Indeß vermindert sich diese wüste Brut überall in gleichem Verhältniß, wie sich die Ansiedelungen der Menschen vermehren. Am meisten wirkt dazu das Halten der Schweine. Es gibt keinen Pflanzer, der nicht eine Zucht dieser nützlichen Hausthiere hätte, die sich ohne seine Sorge vermehren und beköstigen. Ein einziger besitzt deren oft hundert

und zweihundert Stück. Sie laufen faſt beſtändig im Wald umher und nähren ſich da von Pflanzen, Wurzeln und Gewürmen aller Art. Sie greifen ſowohl die Kupfer- als die Klapperſchlangen an, und verſchmauſen dieſelben, ohne von deren giftigem Biß Schaden zu leiden. Denn weil der nie tief geht, dringt er nur in den Speck und trifft wohl nur ſelten ein Blutgefäß.

Unterdeſſen nahte ſich die Nacht. Es wurde um mich her immer dunkler und der Wald immer dichter. Mein Fußweg lief noch immer in ſeiner alten Richtung rechts, abweichend von meiner frühern. Ich tröſtete mich damit, daß ich auf die Art dem Ohio aufwärts gelangte. Denn wieder umzukehren ſpürte ich in mir auch nicht die mindeſte Luſt.

Weil mir aber mit dem erlöſchenden Tageslicht auch die Hoffnung erloſch, irgend eine Menſchenwohnung zu erreichen, und mir es ſchien, daß ich ſchon eine lange Strecke Wegs mehr gemacht hätte, als erforderlich geweſen, um der mir zum Uebernachten beſtimmte Pflanzerei zu begegnen, fügte ich mich in mein Verhängniß. Ich muſterte im Vorbeireiten links und rechts die Plätze, wo ich Nachtherberge

nehmen könnte. Ich besaß allenfalls gegen Kälte einen guten Mantel; konnte auch Feuer anschlagen und hatte meine geladene Doppelpistole bei mir. Nur mit der Küche zum Nachtessen bliebs übel bestellt. Ich hatte Dammhirsche, Welschhühner und anderes Geflügel unterwegs erblickt, aber weder Jagd darauf machen wollen, noch mit meinem kurzen Feuergewehr machen können.

In diesen trübseligen Ueberlegungen einer verzweifelnden Verzichtung auf alles Heil, verdünnerte und öffnete sich mit einemmale vor mir der Wald, und vor meinen Augen lag ein Bauerhof. Freudiger, als ein abentheuernder Ritter nach langen Irrfahrten einem Feenschlosse, trabte ich dem bescheidenen Holzpalaste entgegen und hielt vor demselben, als mein eigener Herold, mit lauter Stimme rufend: „Holla! kann hier ein Reisender über Nacht bleiben?“

Eine ältliche Frau, begleitet von zwei jungen Frauen, trat hervor. Sie bedauerten, mich nicht empfangen zu können, weil sie allein, und ihre Männer abwesend wären. Sie beruhigten mich inzwischen damit, daß ich, den Weg fortsetzend, in einer guten halben Stunde eine

andere Pflanzerwohnung antreffen würde. Nebenbei erfuhr ich auch noch, daß ich wirklich irre geritten sei, und beinahe zwei Stunden lang einen Querweg durch die Waldung verfolgt habe.

Wie unlieb mir auch alle diese Erklärungen, Fingerzeige und Nachrichten lauteten, wollte ich doch nicht zudringlich werden. Ich trabte also frischerdings wieder in die Nacht der vor mir gelegenen Wälder hinein, auf einem Pfad, den mir die Frauen angewiesen hatten. Im schlimmsten Fall blieb mir doch das nun einmal gesehene Haus und die Rückkehr dahin.

Es ward mir jedoch mit jedem Augenblick unheimlicher, je tiefer ich ins Gehölz eindrang und je stärker die Finsterniß wurde. Ich mußte vom Pferde steigen, und von Baum zu Baum die Einkerbungen der Stämme mit den Fingern ertasten. — Welche Seligkeit aber, als mir nach einer halben Stunde, durch die Säulen der Waldung spielend, röthliches Licht entgegenschien. Ich verdoppelte den Schritt, und stand bald vor der roh aus Baumstämmen gezimmerten Hütte eines Pflanzers. Auf meinen Anruf erschien ein Mann. Auf die gewöhnliche Anfrage öffnete er mit dem freundlichen Wort:

Walk in, Sir! (treten Sie ein, Herr!) den Pfahlhag, mit dem jede Hütte eines amerikaniſchen Anſiedlers umgürtet zu ſein pflegt. Ich trat ein. Beim Feuer ſaß eine Frau. Sie ſtand auf, bot mir ihren Seſſel und ſagte: Sit down, Sir! (ſetzen Sie ſich, Herr.) Dieſe beiden Redensarten, Walk in und Sit down, ſind in Amerika beim Empfang eines Fremden, ohne alle andere Höflichkeitsbezeugungen, die gebräuchlichen, man mag zum ſchlichten Bauer oder zum reichſten und vornehmſten Manne der Vereinſtaaten kommen.

Ich habe meinen Ritt durch die Wildniß etwas umſtändlich erzählt, nicht eben weil er ſo gar merkwürdig wäre, ſondern um doch eine Vorſtellung zu geben, wie man in unangebauten Gegenden des Innern dieſes Welttheils reiſet, wo ohne Zweifel, bevor ein Jahrhundert verfließt, Städte, Dörfer, Paläſte und Landgüter durch die beſten Kunſtſtraßen verbunden ſein und die Erzählungen von heut faſt mährchenhaft ſcheinen werden.

28.

Nach Galkpokis und Point Pleasant.

(12. bis 14. Oktober.)

Man muß mehrere Tage sich selbst überlassen, ich möchte sagen, verlassen, durch unwirthbare Einöden, in Unruhe für das Entkommen aus verirrlichen Waldlabyrinthen, oft nicht ohne Sorge für das arme Leben selbst, die Reise gemacht haben, um die Wollust zu verstehen, die man fühlt, wenn man sich endlich in einer engen, sichern Hütte unter freundlichen Menschengesichtern erblickt.

Wie ich mich recht umsah und mit der Familie nähere Bekanntschaft machte, zählte ich zehn Kinder; das älteste mochte fünfzehn Jahre haben, das jüngste lag am Busen der Mutter. Die gute Frau fragte mich, ob ich zum Nachtessen Kaffee oder Thee verlange und welche Gattung Geflügels? Sie machte kleine Brödchen in einer Tortenpfanne, kochte feine Schinkenschnitte und röstete sie in heißzerlassener Butter. Es gab dazu Fricassee von Geflügel, rothe Rüben als Salat, frische Butter, eingemachte Pfirsiche und statt des Brodes — Hoekake. Ich schildere die Bestandtheile meines Abendmahls nicht

darum, damit man wisse, was eine einsame Pflanzerhütte dem unverhofften Gaste leisten könne, sondern um zu sagen, daß dies ohngefähr die Gerichte sind, mit denen man überall im Innern der Vereinstaaten Abends bewirthet zu werden pflegt. Das Frühstück ist meistens aus denselben Platten zusammengesetzt.

Das Tischzeug bestand auch hier, wie immer, aus sauberm Linnen; das Tafelgeschirr, Teller, Schüsseln, aus englischer Erde. Nur die Hausfrau, sehr reinlich gekleidet, sitzt mit zu Tisch um den Gast bedienen zu können. Sie beginnt ganz gewöhnlich mit der Frage: „Lieben Sie Milch und Zucker zum Thee?“ damit ist die Mahlzeit eröffnet. Von den Speisen nimmt sich nachher der Gast nach Belieben selber. Die Wirthin aber ermuntert fleißig mit dem Zuspruch: Help you self. (bedienen Sie sich selbst.) Erst wenn der Fremde gegessen hat, essen Vater und Kinder zu Tisch. Die Kinder betiteln ihre Aeltern aber nicht mit Vater- und Muttername, sondern auch in der Bauerhütte mit Sir und Maam.

Das Zimmer, welches erst Küche, dann Speisesaal geworden, ward dann Unterhaltungszimmer. Es überraschte mich jedesmal in den

Vereinstaaten und auch diesmal, einen schlichten Landmann über die Politik, über die Staatsverfassungen und Nationalverschiedenheiten Europens so unterrichtet und verständig reden zu hören. Viel trägt zu diesen Kenntnissen, die in Amerika eine Hauptstütze der Vaterlandsliebe werden, ohne Zweifel das allgemein verbreitete Lesen der öffentlichen Blätter und Zeitschriften bei. In Europa, wo der Landmann, oft der Städter, wenig vom Ausland, noch weniger vom Inland erfahren darf, weil man es zu hindern wünscht und zu hindern weiß, wo sich die Regierungen durch besoldete Schreiber und durch Zensoren die Vormundschaft über den Volksverstand anmaßen, erzeugt sich eine stinkende Selbstsucht, die nur für das eigene Haus, nicht für das Allgemeine, nicht für Thron und Vaterland, Interesse hat, und, wie das Thier, nur sein Futter und seinen Stall kennt. Es ist wahr, bei der in Amerika bestehenden Preßfreiheit wird auch das unsinnigste Zeug, das leidenschaftlichste, gehässigste Geschwätz gedruckt und verbreitet. Die Feinheit und Artigkeit der Amerikaner im persönlichen Umgang wird häufig in ihren Zeitschriften durch ekelhafte Derbheit, Rohheit und Gemeinheit ganz verdrängt. Wer

gerade die unter dem Segen der Preßfreiheit mannigfaltiger gewordene Kenntniß der Menschen, ihrer Leidenschaften und Umtriebe, und die reifere Entwickelung der Verstandesthätigkeit macht die Versuche der schriftstellerischen Bosheit, Unvernunft und Parteisucht kraftlos, die Plumpheit der Blättchenschmierer verächtlich; — während der in kindische Unmündigkeit ängstlich zurückgehaltene Verstand des gemeinen Mannes in Europa sich an Geschmacklosigkeiten am innigsten ergötzt, das Alberne und Unglaubliche am leichtgläubigsten aufnimmt, und der verleumderischen Bosheit in seiner Unerfahrenheit das Ohr am liebsten entgegenspitzt.

Nachdem ich mit meinem Pflanzer einige Stunden in die Nacht hinein geplaudert hatte, verwandelte sich das Sprachzimmer in das allgemeine Schlafgemach. Wir waren unserer vierzehn Personen. Es wurden drei Betten gemacht; das beste mir mit den reinlichsten Ueberzügen. Den Kindern breitete man baumwollene Decken am Boden aus. Die offenen Fugen der Balken von den Zimmerwänden liessen der frischen Luft freien Umlauf.

Ich verließ die zahlreiche Familie schon vor Sonnenaufgang. Der Pflanzer gab mir noch

Empfehlung an einen andern Pflanzer mit, bei dem ich unterwegs einkehren konnte. Es war dies ein Herr Thevenot, der fünf Stunden von da entfernt und nur noch zwei Stunden von Gallipolis wohnte. Ich fand ihn und nahm mein Frühstück bei ihm.

Dieser Mann war aus Frankreich, mit einigen tausend seiner Landsleute, zur Zeit der Revolution nach Amerika ausgewandert. Er gehörte ehemals zur französischen Niederlassung von Gallipolis, wo man Land mit Geldtiteln und Schriften kaufte, die nachher in Frankreich allen Werth verloren, als man sie in Münze umsetzen wollte. Man bezahlte die Juchart zu jener Zeit mit fünf Dollars. Gleich zu Anfang ihrer Ansiedelung hatten die Franzosen da mit den Indianern einen Krieg zu bestehen, der ihnen mehrerer Menschen Leben kostete. Zehn Jahre später fing man gegen sie einen Rechtsstreit über ihr Eigenthum an, weil die Titel, womit sie gezahlt hatten, meistens ungültig geworden waren und sie auch selbst noch nicht über ihre Grundstücke die Kaufbriefe urkundlich in Händen hatten. Sie mußten oder sollten zum Theil noch einmal Zahlung leisten. Die Regierung aber nahm doch Rücksicht auf

ihren unverſchuldeten Verluſt, und bewilligte denen, welche nicht kaufen konnten, einen Landſtrich, etwa dreizehn Stunden Weges von Gallipolis entlegen, unter dem Namen „French-grant“ (franzöſiſche Einräumung). Auch die Franzoſen, welche einſt den Unabhängigkeitskrieg mitgemacht, und ſeitdem kein Glück gehabt hatten, erhielten dort Ländereien. Aber dieſe Niederlaſſungen wollten nicht gedeihen.

Auch Gallipolis, wohin ich zeitig ankam, obgleich gar vortheilhaft am rechten Ufer des Ohio hingebaut, iſt nur eine kleine Stadt von höchſtens hundert Häuſern. Die einzigen öffentlichen Gebäude ſind ein Kollegium, ein Mettinghouſe (Verſammlungshaus zum Gottesdienſt) und ein Gemeinds- oder Rathhaus. Dampfboote und andere Schiffe halten hier regelmäßig an. Ich hatte mehr von dem Ort erwartet, machte zwar einige werthe Bekanntſchaften mit Hrn. Monod, Bureau ꝛc., denen ich empfohlen worden, hielt mich aber doch nicht auf, ſondern ſetzte, eine Stunde weiter aufwärts am Fluß, in einer Fähre über den Ohio und übernachtete zu Point-Pleaſant in Virginien. Der Ort liegt am Zuſammenfluß des Kanhaway, eines beträchtlichen, ſchiffbaren

Stroms, mit dem Ohio. Große Fahrzeuge gehen noch den Kanhaway hinauf bis zu den Salzwerken von Charlestown, ohngefähr zweiundzwanzig Stunden von Point-Pleasant.

Der Menge von Schiffen nach zu urtheilen, die man, mit Salzfässern befrachtet, überall auf den Flüssen sieht, müssen die Charlestowner Salzwerke sehr ergiebig sein. Der Zentner Salz kostet einen halben Dollar. In den Kaufläden, wo man damit Kleinhandel treibt, zahlt man fürs Pfund zwei Kreuzer. In den Vereinstaaten sind alle und jede Salzwerke Partikulareigenthum, und Staat und Volk stehen sich ganz natürlich besser dabei, als wenn sie Monopol, das heißt, Auflage fürs Volk, in den Händen der Regierung gewesen wären, wie bei den Europäern. Partikularen beuten sorgfältiger aus, und liefern, um gegen die Nebenbuhler zu bestehen, bessere Waare und in wohlfeilerm Preis, als Regierungen; können auch wohlfeiler liefern, weil sie dafür keine Schaar von Intendanten, Direktoren, Ober- und Unterspektoren, Faktoren, Auswägern u. s. w. zu besolden und wohl gar zu pensioniren haben. Es sind in Europa wenig Völker, die nicht unter der Last von Abgaben seufzen, während doch die Regierungen davon

nur einen sehr mäßigen Theil empfangen und ihrerseits ebenfalls in beständiger Geldverlegenheit seufzen. Der Schwarm der Beamten, die Summe der Erhebungs- und Einzugskosten verschlingt den vierten oder dritten Theil der gesammten Abgaben. Trotz unserer gelehrten Professoren und dicken Bücher über Finanzwesen, herrschen bei uns daheim noch unglaubliche, starrsinnige Vorurtheile. Man künstelt und vermindert das Naturgemäße, nämlich die höchste Vereinfachung der Geschäfte. Aber man will diese nicht, um immer Gelegenheit zu behalten, guten Freunden oder Verwandten ein Aemtchen zu verschaffen) oder sich einen Troß abhängiger Kreaturen zu machen, oder auch, weil man nicht weiß, was mit der Schaar dadurch brodlos werdender Angestellten zu beginnen sei? Am bequemsten, man läßt diese Leute vom Schweiß des fleißigen Volks mitzehren.

29.

Auf der Turnpikeroad nach Geneva und Baltimore.

(18. Okt. bis 4. Nov.)

Ich verweilte gern ein paar Tage in Point-Pleasant. Ein Hr. Smith daselbst, dem ich

Briefe vom Hause Bruen in New-York brachte, hatte viele Güte für mich. Ich mußte auch einen Theil der weitläuftigen Besitzungen des Hrn. Bruen in jenen Gegenden sehen. Mit seinem Sohn und einem seiner Nachbarn fuhr ich folgenden Tags den Kanhaway zehn Stunden weit aufwärts, wo wir ohnweit Potalin übernachteten, dann andern Morgens ans linke Ufer des Kanhaway überstießen. Wir durchirrten hier die großen, meist noch unurbaren Ländereien des Hrn. Bruen, für welche er sich Ankäufer und Ansiedler wünscht. Erst einen Tag später kamen wir nach Point-Pleasant zurück.

Noch war der ganze weitläuftige Landstrich, den ich jetzt gesehen hatte, Wald und Wildniß, von einzelnen Bauernhöfen unterbrochen. Der Boden, wenn gleich nicht von erster Güte, ist im Durchschnitt doch nicht schlecht, oder ganz mittelmäßig, und natürlich längs Flußufern am vortheilhaftesten.

Die Zeit, welche ich der Besichtigung dieser Landschaft gegeben, sparte ich in den nächsten Tagen wieder ein. Ich reisete den 18. Oktober an einem Montag von Point-Pleasant ab, und eilte in vier Tagen über Marietta, New-

port, Fiſchingcreek, Eliſabethtown nach Whelling, eine Strecke von dreiundfünfzig Stunden Wegs, bald am linken, bald am rechten Ufer des Ohio. Die Amerikaner ſetzen, bei niedrigem Waſſerſtande, häufig zu Pferde über dieſen Fluß, wenn ſie ſich auf des Roſſes Gebein verlaſſen können.

Man hatte mir unterwegs an vielen Orten von einer Anſiedelung geſprochen, die man für eine der ſchönſten des Landes hielt, und durch welche mich der Weg führen würde. Als ich mich derſelben wirklich endlich näherte, ſah ich innerhalb einer wahrhaften Waldung von üppigen und reichtragenden Fruchtbäumen einige Wohnhäuſer von ſehr gefälligem Aeuſſern. Vor einem derſelben ſtand ein großer, ſtarker Mann mit langem, grauen Bart, der ein Schurzfell vor hatte. Der Beſchreibung nach, die man mir gegeben, konnte dies kein anderer, als der Eigenthümer des Gebäudes, Maſter Homelong, der Wiedertäufer, ſein.

Alſo fragte ich ihn auf deutſch, ob er mir ein wenig Haber für das Pferd ſpenden könne. Da verklärte ſich ſein ganzes Antlitz: „Grüß Gott,“ rief er, „biſt du a Landsmann?“ Und ohne meine Antwort ſetzte er hinzu: „Walk in,

Sir!“ holte ſeinen Sohn, der das Roß nehmen mußte, führte mich ins Haus, und richtete nun in ſeiner Sprache, halb engliſch halb deutſch, wie die Deutſchen Amerika's immer zu reden pflegen, tauſend Fragen an mich. Ich mußte dieſem guten Einſiedler von Allem erzählen, von der alten Welt, von meiner Fahrt übers Meer, von der Reiſe durch die Vereinſtaaten u. ſ. w. Sein Erſtaunen war ſo groß, daß ich mehrmals wiederholen mußte, was ich ſchon geſagt hatte, und was er mir kaum glauben konnte. „Min Gott, iſt denn das möglich! to be shure that's wondertull journey!“ ſchrie er einmal ums andere. Er ſetzte mir Kuchen und den köſtlichſten Aepfelwein vor, den ich in Amerika getrunken; ich mußte bei ihm zu Mittag ſpeiſen. Er war ſeines Gewerbes ein Schuhmacher, baute daneben ſeine herrliche Pflanzung mit Einſicht und Fleiß und galt bei ſeiner Kirchpartei als ein guter Prediger. Als ein kleiner Knabe war er mit ſeinen Aeltern vor ſechszig Jahren von den Ufern des Rheines zu den Ufern des Ohio gekommen, wo man wegen kirchlicher Anſichten, Lehren und Gebräuche keine Mitchriſten und redliche, arbeitſame Leute gehäſſig verfolgt. Die Schnelligkeit meines Reiſens erregte ſeine Verwunderung

mehr denn alles Uebrige. Denn er und seine Aeltern hatten zur Ueberfahrt von Europa auf dem Meere fünf Monate zugebracht, und ein Jahr gebraucht, um von der Küste bis zu diesem Platz ihrer Niederlassung zu gelangen.

In einer andern Ansiedelung, wo ich übernachtete, wohnte eine erst vor Kurzem aus England hier ansäßig gewordene Familie. Das Haus war von Backsteinen erbaut; das Innere köstlich, mit zierlichem Haus- und Zimmergeräth versehen. Zwei hölzerne Hütten neben den Stallungen waren der Aufenthalt zahlreicher Negersklaven. Ohnweit dieser Pflanzung war es, wo mir die unheilbringende Paradiesesfrucht einen übeln Streich spielte. Aepfel, von ungeheurer Größe in einem Baumgarten hinter einem Pfahlhag, verlockten mich zur Neugier und Lüsternheit. Durch einen Fall gewann ich dabei eine schmerzvolle Verrenkung, von deren Plage ich erst nach fünf Monaten in Europa durch Mitleid und Kenntniß einer liebenswürdigen Person vollständig befreit werden konnte. Das mag meinen Lesern sehr gleichgültig sein, aber ein wenig dankbar zu sein, ist mir nicht gleichgültig.

Von Whelling hinweg kam ich zum erstenmal auf einen sogenannten „Turnpikeroad“ oder

Meilenstein-Weg. Eine kunstmäßige Hochstraße ist für den Wanderer das erste Zeichen von der Zivilisation, die in einem Staate herrscht, und der Maßstab ihrer Stufe. Nach wochenlangem Umherfahren in Wäldern und Wildnissen that mir dies sich freundliche Verkünden einer bewohnten und angebauten Welt unendlich wohl. Es gibt dieser Turnpikeroads jetzt mehrere mir bekannt gewordene. Die drei vorzüglichsten sind die von Philadelphia, die von Baltimore und die von New-York. Alle drei gehen in der Richtung von Osten nach Westen, und laufen also über die weitläuftige Verkettung der Alleghanygebirge hin.

Jede dieser Hochstraßen hat fünfundzwanzig Schuh Breite, und die Länge von 100 bis 130 Wegstunden. Von einer Drittelstunde (mile) zur andern ist ein Meilenstein, der die Entfernung desselben von den beiden Städten anzeigt, welche an den Aussenenden der Hochstraßen liegen.

Auch das ist eine mir bemerkenswerth scheinende Eigenthümlichkeit der Vereinstaaten, daß der Bau der Hochstraßen, schiffbaren Kanäle und der Brücken keine Regierungsangelegenheit ist. Unsere europäischen Staatsmänner mögen dazu lächelnd den Kopf schütteln. Aber das

Volk des amerikaniſchen Freilandes befindet ſich dabei gar wohl. Es empfängt ſehr gute Straßen; die Gemeinden haben darum keine Plagerei von fetten oder fettwerdenwollenden Beamten, von Frohndienſten u. ſ. w. zu erdulden, und was die Hauptſache iſt, die Koſten ſind ungleich geringer, ſchon auch weil kein Brücken-, Straßen- und Bau-Departement, mit ſeinen Inſpektoren, Kommiſſären, Kaſſaführern, Controlleurs, Archivaren, Sekretären und Kopiſten zu beſolden iſt.

Es bildet ſich für jede Unternehmung eines Brücken- oder Straßen- oder Kanalbaus eine Geſellſchaft von Aktienbeſitzern. Dieſe ſetzt einen Preis für den beſten Plan zu ihrem Werk aus. Gewöhnlich ſind die Eigenthümer der Güter und Ländereien, welche dem künftigen Kanal, oder der künftigen Hochſtraße zunächſt wohnen, meiſtens ſelbſt Annehmer von Aktien, weil die Erleichterung des Waarenverkehrs den Werth ihrer landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe im Preiſe ſteigen muß und ſomit auch den Werth ihrer Grundſtücke. — Nach Vollendung der Arbeit wird die ausführliche Rechnung nebſt allen Belegen, über die gehabten Unkoſten, der Regierung vorgelegt, und dieſe bewilligt dann, nach einer annähernden Berechnung, den Aktien-Inhabern die Ex-

hebung eines Weggeldes, gemeinlich streckenweis von ohngefähr drei Stunden zu drei Stunden des Wegs.

Die Kosten der Straße von Wheling nach Baltimore sollen ausserordentlich groß gewesen sein. Aber man sieht da auch eine Menge sehr schöner, starker, steinerner Brücken, und der Straßenzug über die Gebirge ist meisterhaft. Dieser läßt sich etwa mit der schönen Simplonstraße in Europa vergleichen, nur daß in den Alleghanybergen die durch Felsen gehauenen Gewölbwege nicht vorhanden sind.

Ueber Braunville, einer Stadt mit zahlreichen Fabriken am Manongehalafluße, und durch Uniontown kam ich, auf einer Nebenstraße, in vier Stunden nach Geneva.

30.

In Geneva.

(25. Okt. bis 4. Nov.)

Das Städtchen Geneva gehört zum Theil noch dem Herrn Gallatin, demselben, der, nach der Wiederkehr der Bourbonen auf den französischen Thron, als Gesandter Nordamerika's acht Jahre lang in Paris lebte.

Ich fand den Herrn Gallatin und seine Familie auf seinem Landgute, eine volle halbe Stunde von der Stadt entfernt. Seine Wohnung, einfach und geschmackvoll, hat in der Bauart etwas Großartiges. Ich wurde bei ihm auf gewohnte, amerikanische Weise eingeführt; er empfing mich mit vieler Güte. Er saß eben bei einem guten Kaminfeuer. Um ihn her lag ein Haufe amerikanischer, englischer und französischer Zeitungen. Unser Gespräch gewann bald eine anziehende Richtung. Seine Gemahlin, eine sehr gebildete und liebenswürdige Frau, setzte sich zu uns an die wohlthuenden, zur Geselligkeit lockenden Flammen und nahm an der Unterhaltung Theil.

Herr von Gallatin ist, wie ich erfuhr, ursprünglich ein Genfer. Er erzählte mir, wie er dazu gekommen, sich dem Handel zu widmen, den er nachher siebenundzwanzig Jahre lang mit gutem Erfolg betrieb. Anfangs in Boston sich aufhaltend, um dort seinen gewerbigen Verkehr mit neuer Kraft zu beginnen, ließ er sich nachher in New York nieder. Hier brachte ihn der Zufall mit zwei Deutschen in Bekanntschaft, die ihm versicherten, sie hätten jenseits des Alleghanyberge alle Materialien entdeckt, um

große Glashütten anzulegen, und Glas von jeder Art zu liefern. Er reiſete mit ihnen dahin und fand Alles, wie ſie geſagt hatten. Der Ort war damals ganz unbewohnt, inmitten einer weiten Wildniß und Oede. Der Plan ward entworfen. Er bildete mit den beiden Deutſchen eine Geſellſchaft, kaufte das Land an, und gab die nöthigen Gelder her. Die Unternehmung glückte vollkommen. Das Glas ſtand damals noch in ſehr hohem Preiſe. Man hatte noch keine Glasfabriken in den Vereinſtaaten, und mußte die Waaren dieſer Gattung aus Europa kommen laſſen. Der Abſatz vermehrte ſich von Jahr zu Jahr zugleich mit der Güte der Artikel und in gleichem Verhältniß wuchs der Gewinn. Als ſich Herr Gallatin endlich von dieſer Fabrikation zurückzog und ſeine Rechnung abſchloß, ergab ſich für ihn ein durchſchnittlicher reiner Nutzen von 8000 Dollars alle Jahre. Er hatte ſich in die öffentlichen Geſchäfte ziehen laſſen, und ſpäterhin die Geſandtſchaft in Paris am Hofe Ludwigs XVIII angenommen. Nach achtjährigem Aufenthalt in Europa kehrte er in ſein freies, beglücktes Vaterland zurück. Hier wählte er die anmuthige Stille ſeines Landgutes bei Genf, wo er noch jetzt lebt.

Ich darf nicht erst sagen, wie unterrichtend die Gespräche mit einem so welterfahrnen Manne für mich waren. Er kannte Europa, die Höfe, die am Ruder stehenden Männer, und sah die verderbenschwere Rückwirkung unfreier, Geist, Leben und Gewerbsfleiß der Völker dämpfenden, mönchshaften Bestrebungen der Machthaber voraus. Er ist in Amerika durchgängig geschätzt und geliebt. Er ward auch, gerade in diesem Jahr, da es um die Wahl eines neuen Präsidenten der Vereinstaaten zu thun war, neben den Herren Jakson, Clay, Crawfort und Quincy-Adams mit in die Wahl gezogen. Er aber, vielleicht weil er bemerkte, daß sich die Mehrheit der Stimmen nicht für ihn vereinigen würde, verbat sich in einem Marylander Blatte öffentlich, und mit Dank gegen seine Freunde, die Ehre, in die Wahl gebracht zu werden. Bekanntlich wurde Quincy-Adams nachher zum Präsidenten ernannt.

Herr Gallatin ist jetzt ein Mann von ohngefähr sechszig Jahren, von mittlerer Größe, und geistvollem, ausdrucksreichem Gesicht. Wie gerne wäre ich länger in dieser trefflichen Familie verweilt (sein Sohn Albert ist ein hoffnungsvoller Jüngling); allein für mich war kein Ra-

stens mehr in Amerika, der Wintermond schon vorhanden, und die Weihnachten wollte ich ja in der europäischen Heimath feiern.

Selbst die Einladung, nur bis zum folgenden Tage zu bleiben, mußte ich ablehnen. Nach dem Mittagsessen beurlaubte ich mich, schlief Nachts schon zu Smithfield und erreichte folgendes Tages die Gebirgshöhe der Alleghanykette, über die ich ging. Hier, auf dem Samuel-Hill, dem erhabensten Uebergangspunkt, hat man freilich bei gutem Wetter eine weite Aussicht. Allein mir ward der frostige Genuß zu Theil, ein paar Stunden lang beschneit zu werden.

Ich eilte durch das Fort Cumberland, im Marylander Staat, nach Oldtown oder Cumberland, einer artigen Stadt am Ufer des Potomak; von da nach Hamsktown, Middletown und Frederiktown. Alle diese letztern Städte sind größtentheils von Deutschen bevölkert, ziemlich ansehnlich, und dem Anschein nach wohlhabend.

Am 4. November war ich wieder in Baltimore. An Unterhaltung hätte es mir auf der langen Meilenstraße, die ich von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende zurückgelegt hatte, durchaus

nicht fehlen können, wenn ich zuletzt auch nur die Menge der Wagen zum Zeitvertreib gezählt hätte, die mir entweder begegneten, oder die ich einholte und hinter mir ließ. Diese Fuhrwerke, wie Frachtwagen, mit Tuch überspannt, und von vier bis sechs Rossen gezogen, waren häufig mit Ankömmlingen aus Europa und ihrem Gepäck beladen, die insgesammt dem milden Himmelsstrich des Ohiolandes entgegenzogen. Andere dieser Wagen, die in derselben Richtung von Osten her kamen, führten dem Innern des Freilandes die Fabrikate und Waaren der Küstenstädte in Fülle zu; so wie hingegen die, welche von Westen her den Meeresgestaden entgegenreiseten, mit Getreide und andern Erzeugnissen des fruchtbaren Bodens der westlichen Staaten befrachtet erschienen.

Wohl über tausend solcher Karren zählte ich auf der hundert Stunden langen Strecke Wegs. Auch haben sich längs der Straße die Gasthöfe und Herbergen sehr vervielfältigt und sie sind insgesammt stark besucht. Eben so sieht man von Zeit zu Zeit ungeheure Heerden von Rindvieh und Schweinen auf dieser Straße, die ostwärts den großen Küstenstädten zugetrieben werden, um sowohl diese als die Schiffe mit

Fleiſch zu verſorgen. Eine ſolche Heerde gebraucht zwei Monate Zeit, um aus der Mitte des Ohiolandes bis Baltimore zu kommen. Und hier wird dann das Vieh lebendig zu vier bis fünf Dollars der Zentner verkauft, was im Ankauf ein bis zwei Dollar gekoſtet hatte.

31.

Die Heimkehr.

(4. Nov. bis 11. Dez.)

Um Abſchied zu nehmen bei meinen Bekannten, ihre Beſtellungen und Aufträge nach Europa zu empfangen, blieb ich zwei Tage in Baltimore, dann eben ſo lange in Philadelphia und auch in New-York. Hier erfuhr ich, daß das amerikaniſche Paketboot „Desdemona“, ein Dreimaſter von 400 Tonnen, ganz neu gebaut, am 15. Nov. nach Europa und zwar nach Havre abſegeln würde. Mir konnte nichts willkommener ſein. Ich ward mit dem Kapitän alsbald des Preiſes einig, obwohl ich dem Schiffe gern einen glückweiſſagendern Namen gewünſcht hätte, als den der beklagenswürdigen Gemahlin von Shakespears Othello.

Freunde begleiteten mich noch bis zum Hafen. Ich ſchied mit verhehlter Trauer von dem Lande,

das mir lieb geworden war. „Auf Wiedersehen!“ rief ich. Mein Fuß riß sich vom Boden der neuen Welt los. Ich stand im Nachen und fuhr der schönen Desdemona und der alten Welt entgegen. Bald nach mir kam auch der Befehliger des Schiffs, Kapitän Naghel, an Bord.

Ich saß auf einer der äussern Bänke der Kajüte und sah dem gefährlichen Treiben der Matrosen zu, welche an Seilen und Masten umherkletterten, Stangen und Segel und Tauwerke zu ordnen und zu ändern. Es wandelte mich ein Grausen an bei diesem Schauspiel, wo die Menschen, gleich Spinnen, auf Fäden liefen. In demselben Augenblick fiel einer der Matrosen, der sich droben nicht fest genug gehalten haben mochte, aus der Höhe herab. Doch durch die Bewegung, welche eben vom Schiff gemacht ward, glaubte ich ihn gerettet; denn er fiel nicht ins Fahrzeug, sondern ins Meer. Unglücklicherweise aber befand sich da noch das Kanot, auf dem der Kapitän gekommen war. Der Matrose stürzte hinein, durchbrach den Boden. Zwei andere Matrosen mit Seilen stürzten sich ihm sogleich ins Wasser nach und brachten ihn endlich aufs Verdeck. Er war ohne Bewußtsein und schien ganz zerschmettert.

Ein Gegenwind, der jede Minute an Stärke wuchs, machte die Ausfahrt vom New-Yorker Hafen schwierig. Der Kapitän fürchtete die Untiefen, Sandbänke und Klippen, und ließ umwenden. Wir kehrten in den Hafen zurück und warfen Anker. Unterdessen war der unglückliche Matrose wieder zu sich selbst gekommen. Er jammerte und schrie erbärmlich. Der Kapitän ließ ihn auf einem Nachen zur Stadt und dann ins Hospital bringen. Ja, weil der Gegenwind nicht aufhörte, ging Hr. Nagel selbst in die Stadt, den bedauernswerthen Kranken zu versorgen und dessen Stelle durch einen andern zu ersetzen.

Als er folgendes Morgens wieder aufs Schiff kam, vernahm ich, daß der Matrose eine sehr böse Nacht gehabt habe. Der Kapitän meinte, das sei ein übles Vorzeichen für unsere Reise. Der Name der schönen Desdemona deutete auch auf nichts Besseres.

Aber das focht mich wenig an. Ich befand mich hier auf dem Paketboot weit bequemer, als auf dem Hyperion, mit dem ich nach Amerika gekommen war. Bei den besten Einrichtungen der Desdemona für ihre Reisenden waren wir doch nur unserer zwei Reisende, um acht

Zimmer mit zwei Betten einzunehmen. Dazu kam mir freilich die Jahrszeit zu ſtatten. In jeder andern Zeit ſind bei vierzig Perſonen an der erſten Tafel, für die der unveränderliche Preis auf dreißig Louisd'or feſtgeſetzt iſt; ſo wie fünfzehn Louisd'or für Reiſende am zweiten Tiſch, mit Wohnung im Zwiſchenverdeck; und ſieben Louisd'or für Tiſch und Wohnung gemein mit den Matroſen.

Die Bemannung der Desdemona beſtand aus dem Kapitän, zwei Lieutenants, vierzehn Matroſen, zwei Stewards und einem Koch. Der Grund einer ſo zahlreichen Schiffsmannſchaft, während nur zwei Reiſende waren, lag ebenfalls wieder in der Jahrszeit, welche die reichſte an Stürmen zu ſein pflegt. Das Schiff bedarf größerer Sorgfalt und die Reiſenden ſcheuen ſich, mit einem ſchlechtbemannten Fahrzeug zu gehen. Auch ſteht um ſolche Zeit die Prime der Schiffsverſicherung, wegen möglicher Unfälle in Orkanen, beträchtlich höher. Die diesmalige Ladung der Desdemona übrigens beſtand aus Kolonialwaaren, beſonders Tabak.

Die Paketboote haben ihren regelmäßigen Dienſt zwiſchen Amerika und Europa, der von Jahr zu Jahr beſtimmt wird. Zwiſchen New-

York und Havre waren in jenem Jahr zwölf dergleichen Fahrzeuge thätig, nämlich: Cadmus, Eduard Quesnel, Lewis, Desdemona, Eduard Bonaffe, die Königin Mab, Don Quixotte, Howard, Heinrich, Montano und Stephania.

Der Herbst ist eigentlich für Amerika die schöne Jahreszeit. Die Amerikaner nennen ihn daher den „Indianer-Sommer“, oft auch nur den „Blätterfall.“ In der That, bis zum 15. Nov. lachte über uns herab der herrlichste Himmel; aber am 16. Nov., eben am Tag unserer Abreise von New-York, überzog er sich mit Gewölken; das Wetter wurde unangenehm und drohend. Wir gebrauchten vier Stunden, um aus dem Hafen zu kommen; mußten beim Gegenwind uns langsam drehen und wenden, um Sandbänken und Klippen auszuweichen, und traten erst zu Mittag ins offene Meer.

In den ersten paar Tagen war der Wind uns ziemlich günstig und erträglich; dann aber wuchs seine Gewalt; jeden Tag, jede Stunde kam ein anderer Stoß und Luftstrom. Wir machten dabei viel Weg in kurzer Zeit, aber nicht auf die angenehmste Art. Das Meer gewährte einen finstern, wilden, gährenden Anblick mit seinen lärmenden Wogen.

Das erſte Unwetter, das wir zu beſtehen hatten, kam uns aus Norden her, und daher alſo, rückſichtlich unſerer Fahrt und Richtung, gar nicht ungelegen. Der Sturm dauerte zwölf Stunden. Alle Segel waren beigelegt, bis auf zwei, die man auch nur zur Hälfte öffnete. In einer Stunde flogen wir über drei Wegſtunden oder zehn Seemeilen. Mich unterhielt das Gewirr und Spiel der gewaltigen Wellen, wie ſie ſich, weiß, wie Schnee, aufbäumten in langen Reihen, und weite, dunkle Furchen zwiſchen ſich ließen. Es waren bewegliche Gletſcherketten durch finſtere, lange Thäler geſchieden. Wenn das Schiff an einem Waſſerberg aufſtieg, dann und weit haſtiger in ein Wellenthal niederfuhr und einer neu heranrauſchenden, ſich thürmenden Waſſermaſſe mit mächtigem Stoß begegnete, ſchien das erbitterte Meer wüthend aufzufahren, um das gebrechliche Fahrzeug zu verſchlucken. Es war ein prachtreiches, aber zugleich grauſenhaftes Schauſpiel.

Der zweite Sturm erſchien uns wenige Tage nachher, ebenfalls von Norden her; aber widerwärtig für unſere Richtung. Er drängte uns volle zwei Grad ſüdwärts. Die Wogen kamen von der Seite, und ſchlugen ſo gewaltig gegen

große Glashütten anzulegen, und Glas von jeder Art zu liefern. Er reiſete mit ihnen dahin und fand Alles, wie ſie geſagt hatten. Der Ort war damals ganz unbewohnt, inmitten einer weiten Wildniß und Oede. Der Plan ward entworfen. Er bildete mit den beiden Deutſchen eine Geſellſchaft, kaufte das Land an, und gab die nöthigen Gelder her. Die Unternehmung glückte vollkommen. Das Glas ſtand damals noch in ſehr hohem Preiſe. Man hatte noch keine Glasfabriken in den Vereinſtaaten, und mußte die Waaren dieſer Gattung aus Europa kommen laſſen. Der Abſatz vermehrte ſich von Jahr zu Jahr zugleich mit der Güte der Artikel und in gleichem Verhältniß wuchs der Gewinn. Als ſich Herr Gallatin endlich von dieſer Fabrikation zurückzog und ſeine Rechnung abſchloß, ergab ſich für ihn ein durchſchnittlicher reiner Nutzen von 8000 Dollars alle Jahre. Er hatte ſich in die öffentlichen Geſchäfte ziehen laſſen, und ſpäterhin die Geſandtſchaft in Paris am Hofe Ludwigs XVIII angenommen. Nach achtjährigem Aufenthalt in Europa kehrte er in ſein freies, beglücktes Vaterland zurück. Hier wählte er die anmuthige Stille ſeines Landgutes bei Geneva, wo er noch jetzt lebt.

Ich darf nicht erst sagen, wie unterrichtend die Gespräche mit einem so welterfahrnen Manne für mich waren. Er kannte Europa, die Höfe, die am Ruder stehenden Männer, und sah die verderbenschwere Rückwirkung unfreier, Geist, Leben und Gewerbsfleiß der Völker dämpfenden, mönchshaften Bestrebungen der Machthaber voraus. Er ist in Amerika durchgängig geschätzt und geliebt. Er ward auch, gerade in diesem Jahr, da es um die Wahl eines neuen Präsidenten der Vereinstaaten zu thun war, neben den Herren Jakson, Clay, Crawfort und Quincy-Adams mit in die Wahl gezogen. Er aber, vielleicht weil er bemerkte, daß sich die Mehrheit der Stimmen nicht für ihn vereinigen würde, verbat sich in einem Marylander Blatte öffentlich, und mit Dank gegen seine Freunde, die Ehre, in die Wahl gebracht zu werden. Bekanntlich wurde Quincy-Adams nachher zum Präsidenten ernannt.

Herr Gallatin ist jetzt ein Mann von ohngefähr sechszig Jahren, von mittlerer Größe, und geistvollem, ausdrucksreichem Gesicht. Wie gerne wäre ich länger in dieser trefflichen Familie verweilt (sein Sohn Albert ist ein hoffnungsvoller Jüngling); allein für mich war kein Ra-

stens mehr in Amerika, der Wintermond schon vorhanden, und die Weihnachten wollte ich ja in der europäischen Heimath feiern.

Selbst die Einladung, nur bis zum folgenden Tage zu bleiben, mußte ich ablehnen. Nach dem Mittagsessen beurlaubte ich mich, schlief Nachts schon zu Smithfield und erreichte folgendes Tages die Gebirgshöhe der Alleghanykette, über die ich ging. Hier, auf dem Samuel-Hill, dem erhabensten Uebergangspunkt, hat man freilich bei gutem Wetter eine weite Aussicht. Allein mir ward der frostige Genuß zu Theil, ein paar Stunden lang beschneit zu werden.

Ich eilte durch das Fort Cumberland, im Marylander Staat, nach Oldtown oder Cumberland, einer artigen Stadt am Ufer des Potomak; von da nach Hamsktown, Middletown und Frederiktown. Alle diese letztern Städte sind größtentheils von Deutschen bevölkert, ziemlich ansehnlich, und dem Anschein nach wohlhabend.

Am 4. November war ich wieder in Baltimore. An Unterhaltung hätte es mir auf der langen Meilenstraße, die ich von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende zurückgelegt hatte, durchaus

nicht fehlen können, wenn ich zuletzt auch nur die Menge der Wagen zum Zeitvertreib gezählt hätte, die mir entweder begegneten, oder die ich einholte und hinter mir ließ. Diese Fuhrwerke, wie Frachtwagen, mit Tuch überspannt, und von vier bis sechs Rossen gezogen, waren häufig mit Ankömmlingen aus Europa und ihrem Gepäck beladen, die insgesammt dem milden Himmelsstrich des Ohiolandes entgegenzogen. Andere dieser Wagen, die in derselben Richtung von Osten her kamen, führten dem Innern des Freilandes die Fabrikate und Waaren der Küstenstädte in Fülle zu; so wie hingegen die, welche von Westen her den Meeresgestaden entgegenreiseten, mit Getreide und andern Erzeugnissen des fruchtbaren Bodens der westlichen Staaten befrachtet erschienen.

Wohl über tausend solcher Karren zählte ich auf der hundert Stunden langen Strecke Wegs. Auch haben sich längs der Straße die Gasthöfe und Herbergen sehr vervielfältigt und sie sind insgesammt stark besucht. Eben so sieht man von Zeit zu Zeit ungeheure Heerden von Rindvieh und Schweinen auf dieser Straße, die ostwärts den großen Küstenstädten zugetrieben werden, um sowohl diese als die Schiffe mit

Fleiſch zu verſorgen. Eine ſolche Heerde gebraucht zwei Monate Zeit, um aus der Mitte des Ohiolandes bis Baltimore zu kommen. Und hier wird dann das Vieh lebendig zu vier bis fünf Dollars der Zentner verkauft, was im Ankauf ein bis zwei Dollar gekoſtet hatte.

31.

Die Heimkehr.

(4. Nov. bis 11. Dez.)

Um Abſchied zu nehmen bei meinen Bekannten, ihre Beſtellungen und Aufträge nach Europa zu empfangen, blieb ich zwei Tage in Baltimore, dann eben ſo lange in Philadelphia und auch in New-York. Hier erfuhr ich, daß das amerikaniſche Paketboot „Desdemona“, ein Dreimaſter von 400 Tonnen, ganz neu gebaut, am 15. Nov. nach Europa und zwar nach Havre abſegeln würde. Mir konnte nichts willkommener ſein. Ich ward mit dem Kapitän alsbald des Preiſes einig, obwohl ich dem Schiffe gern einen glückweiſſagendern Namen gewünſcht hätte, als den der beklagenswürdigen Gemahlin von Shakespears Othello.

Freunde begleiteten mich noch bis zum Hafen. Ich ſchied mit verhehlter Trauer von dem Lande,

das mir lieb geworden war. „Auf Wiedersehen!“ rief ich. Mein Fuß riß sich vom Boden der neuen Welt los. Ich stand im Nachen und fuhr der schönen Desdemona und der alten Welt entgegen. Bald nach mir kam auch der Befehliger des Schiffs, Kapitän Nagel, an Bord.

Ich saß auf einer der äussern Bänke der Kajüte und sah dem gefährlichen Treiben der Matrosen zu, welche an Seilen und Masten umherkletterten, Stangen und Segel und Tauwerke zu ordnen und zu ändern. Es wandelte mich ein Grausen an bei diesem Schauspiel, wo die Menschen, gleich Spinnen, auf Fäden liefen. In demselben Augenblick fiel einer der Matrosen, der sich droben nicht fest genug gehalten haben mochte, aus der Höhe herab. Doch durch die Bewegung, welche eben vom Schiff gemacht ward, glaubte ich ihn gerettet; denn er fiel nicht ins Fahrzeug, sondern ins Meer. Unglücklicherweise aber befand sich da noch das Kanot, auf dem der Kapitän gekommen war. Der Matrose stürzte hinein, durchbrach den Boden. Zwei andere Matrosen mit Seilen stürzten sich ihm sogleich ins Wasser nach und brachten ihn endlich aufs Verdeck. Er war ohne Bewußtsein und schien ganz zerschmettert.

Im Verlag von Heinr. Rem. Sauerländer in Aarau erscheinen folgende neue Schriften:

Mein Besuch Amerikas im Sommer 1824.
1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Erheiterungen, herausgegeben von H. Zschokke für 1827. 8 fl. 15 kr. — 4 Thlr. 20 gr.

Franz, interessante Züge aus dem Jugendleben u. s. w.
1 fl. — 16 gr.

Göhinger, deutsche Sprachlehre für Schulen.
54 kr. — 14 gr.

Dessen praktische Aufgaben zur Einübung derselben.
36 kr. — 10 gr.

(Beide Abtheilungen zusammen bilden ein Ganzes, und kosten 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.)

Hirzels franz. Grammatik. 4te Aufl. 54 kr. — 14 gr.

Dessen franz. Uebersetzungsbuch. 45 kr. — 12 gr.

Dessen franz. Schulwörterbuch. 1 fl. 36 kr. — 22 gr.

(Diese 3 Schulbücher kosten zusammen 3 fl. 15 kr. — 2 Thlr.)

Lutz, Beschreibung des Schweizerlandes. 3 Bände. 2te Aufl. 6 fl. — 4 Thlr.

Schweizerbote, eine Wochenschrift für 1827.
netto 3 fl. 20 kr. — 1 Thlr. 21 gr.

Stunden der Andacht, 8 Bde. in großem Druck, 12te Aufl. auf Schreibp. 16 fl. 30 kr. — 11 Thlr.

— — auf weiß Druckp. 11 fl. — 7 Thlr. 8 gr.

— — auf ord. Druckp. 8 fl. 15 kr. — 5 Thlr. 12 gr.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde für 1827. 12 fl. — 8 Thlr.

Druckfehler.

Seite 18 Z. 1 u. 2 v. u. l. „von Charlstown nach Amsterdam“, statt von Amsterdam nach Charlstown.
— 21 Z. 10 l. „Mittags“, st. Mitternachts.
— — Z. 1 v. u. l. „Queen-Maab“, st. Queen-Maal.
— 58 Z. 9 l. « the Maryland », st. Lac Maryland.
— 59 Z. 1 l. « sweah patatoes », st. Sweat-Patators.
— 61 Z. 1 v. u. l. „12,508,000 Einwohner“, st. fünfzehn Millionen.
— 71 Z. 1 v. u. l. „Brighton“, st. Bigbone.
— 78 Z. 12 l. „Nariton“, st. Bariton.
— 113 Z. 10 l. „Mohawkfluß“, st. Mohanokfluß.
— 119 Z. 11 l. „Manlieus“, st. Mansieu.
— — Z. 20 l. „Skenektedes“, st. Kenektedes.
— 132 Z. 9 l. „Blackrock“, st. Blakwek.
— 176 Z. 10 v. u. l. „Athens“, st. Athen.
— 180 Z. 15 l. „Scioto-Strom“, st. Scioko-Strom.
— 193 Z. 14 l. „Flatboat“, st. Flazboat.
— 194 Z. 17 l. „Morero“, st. Morin.
— 202 Z. 11 l. „aus dem Neuenburgerlande“, st. aus dem Waatlande.
— 202 Z. 15 l. „Guinand“, st. Guinaud.
— 204 Z. 3 v. u. und Seite 205 v. o. l. „Sugarcreek“, st. Sugaroreak.
— 212 Z. 7 l. Turkycreek“, st. Turbynek.
— 221 Z. 18 l. « Help your self », st. Help you self.
— 228 Z 7 l. „Potalia“, st. Potalin.
— 230 Z. 13 l. « wonderfull », st. wondertull.
— 238 Z. 10 l. „Laurel-Hill“, st. Samuel-Hill.